

Latein Forum 81

# Latein Forum

Heft 81 / 2013

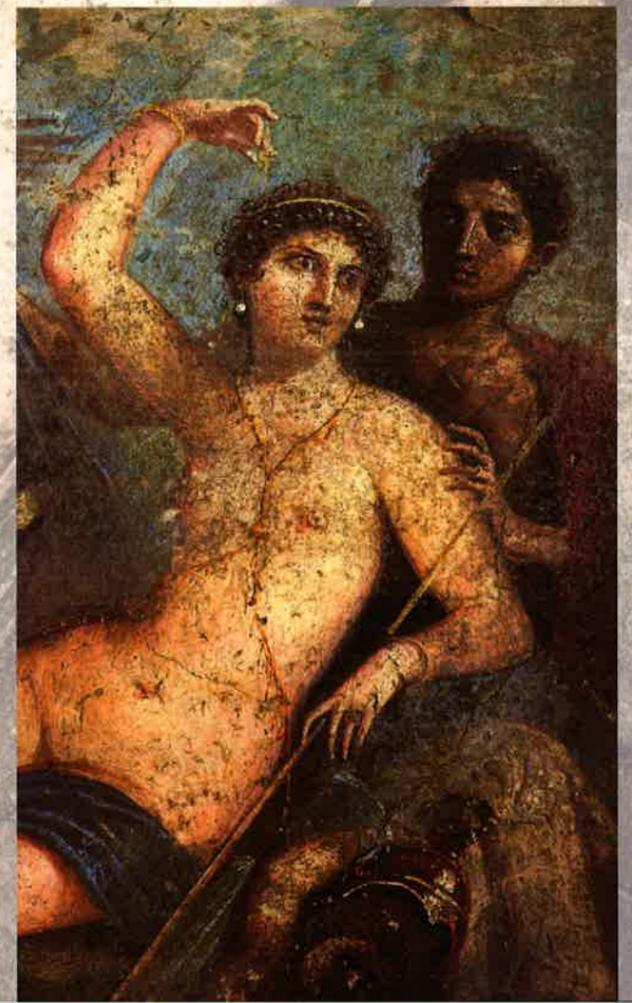
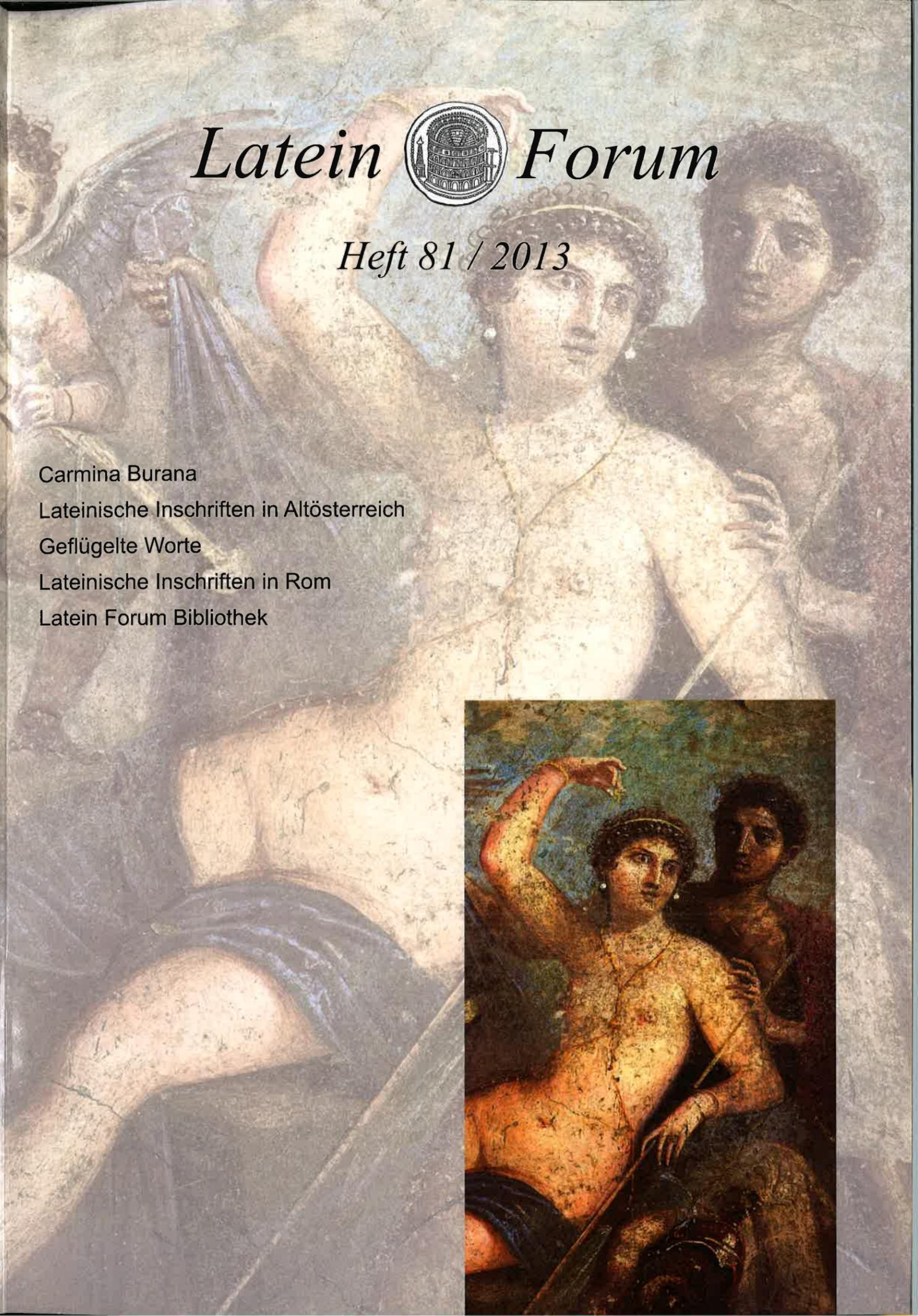
- Carmina Burana
- Lateinische Inschriften in Altösterreich
- Geflügelte Worte
- Lateinische Inschriften in Rom
- Latein Forum Bibliothek

ISBN 978-3-9503242-5-9

Latein  Forum

Der Verein **Latein Forum** veröffentlicht seit 1987 periodisch in der gleichnamigen Didaktikzeitschrift Beiträge zum Latein-, Griechisch- und Geschichteunterricht.

[www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)  
[latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at)



## Inhaltsverzeichnis

<b>Musen-Feuer in den Carmina Burana. Mit Carl Orff gegen den „Verlust der Erinnerung“</b> .....	1–16
<i>(Friedrich Maier, Puchheim/München)</i>	
<b>Per Austriacas ditiones. Verkehrspolitik und Antikenrezeption auf lateinischen Inschriften in Altösterreich</b> .....	17–36
<i>(Michael Huber, Kirchberg am Wechsel)</i>	
<b>Geflügelte Worte</b> .....	37–39
<i>(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)</i>	
<b>Jubelnde Obelisken, triumphierende Säulen. Roms Inschriften machen die Ewige Stadt zu einer sprechenden Stadt</b> .....	40–44
<i>(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)</i>	
<b>Latein Forum Bibliothek</b> .....	45–86
<i>(Hermann Niedermayr / reinhard senfter, Innsbruck)</i>	

Titelbild:

Darstellung der Venus auf einem Wandgemälde in Pompeji (Foto: Wolfgang Rieger)

ISBN 978-3-9503242-5-9

Impressum:

Latein Forum (gegründet 1987), Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,  
c/o Institut für Klassische Philologie der Universität Innsbruck, Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck

Die Zeitschrift Latein Forum wird in Innsbruck seit 1987 von einem LehrerInnen-Team herausgegeben. Sie stellt praxisorientierte Unterrichtsideen und -materialien zur Diskussion und versammelt wissenschaftliche Beiträge auf dem Gebiet der Didaktik der Alten Sprachen.

Kontaktadresse: [latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at), [www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)

Redaktionsteam: Christine Leichter, Harald Pittl, Michael Sporer, Reinhard Senfter, Otto Tost

Bankverbindung: Hypo Tirol Bank (BLZ 57000), Kto. Nr. 210 080 477, IBAN AT22 5700 0002 1008 0477, BIC HYPTAT22

## **Musen-Feuer in den Carmina Burana. Mit Carl Orff gegen den „Verlust der Erinnerung“<sup>1</sup>**

*Friedrich Maier*

**W**ein, Weib und Würfelspiel“, so der Titel eines Buches. Erfasst dieses mit Alliteration verbundene Dreiglied nicht zutreffend das Glücksprofil des modernen Menschen? Alkoholgenuss, Liebesekstase und Glückspiellust sind doch allenthalben die Indikatoren unseres heutigen Lebensgefühls. Und doch kündigt der Buchtitel die Diagnose einer uns fernen Welt des Mittelalters an, wie sie uns in den sog. *Carmina Burana* entgegentritt. Diese Trias erhellt schlagwortartig das Neue, das damals – wie in den Liedern erkennbar - vor fast 1000 Jahren im Leben und Denken der Menschen bahnbrechend geworden ist. Schauen wir uns das an Einzelfällen genauer an!



Codex Buranus: Frontispiz  
(Foto: GDK)

### **1. Bacchus und Venus, göttliche Mächte in einer fremden Welt**

Wir begeben uns sogleich in die Weinschenke, wie sie uns CB 196 zugänglich macht:

In taberna quando sumus,  
non curamus, quid sit humus,  
sed ad ludum properamus,  
cui semper insudamus.  
Quid agatur in taberna,  
ubi nummus est pincerna,  
hoc est opus ut quaeratur;  
sed quid loquar, audiatur.

Quidam ludunt, quidam bibunt,  
quidam indiscrete vivunt  
sed in ludo qui morantur,  
ex his quidam denundantur,  
quidam ibi vestiuntur,  
quidam saccis induuntur:  
ibi nullus timent mortem,  
se pro Baccho mittunt sortem.

So wir sitzen in der Schenken,  
darf uns Erdennot nicht kränken;  
nein da gilt es Kurzweil treiben  
also war's und soll es bleiben.  
Was getrieben in der Welt wird,  
wo geschenkt für bares Geld wird  
das ist eine nötige Frage,  
darum vernehmet, was ich sage.

Hier ein Spiel, ein Suff daneben,  
dort ein wahres Heidenleben.  
Wo des Spieles wird gepflogen.  
sieht sich mancher ausgezogen,  
klopft ein anderer stolz die Tasche.  
Sitzt der dritt' in Sack und Asche.  
Wer wird um den Tod sich scheren?  
Lösung ist: zu Bacchus' Ehren!

*(Übersetzung: Heinrich Naumann)*

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag ist die schriftliche Fassung eines Vortrags, der 2012 in Erfurt gehalten wurde.

Das Leben erfüllt sich in der Schenke, in der Kneipe, beim Spielen und Trinken. Leitwörter des Textes sind *ludere* und *bibere*. Das Spiel, gemeint das Glücksspiel, wirkt wie ein Zauber auf alle; man rennt hinzu, schwitzt dafür. Wie im Rausch, eben noch gesteigert durch den Weingenuss, schert man sich um nichts anderes, selbst nicht um den Tod. Alles setzen sie aufs Spiel (*mittunt sortem*). Die einen werden dabei durch Verluste nackt ausgezogen, andere, die gewinnen, neu eingekleidet, wieder andere sitzen, da sie alles verloren, in Sack und Asche. Man vergisst sich selbst in dieser Sucht, fühlt sich in der Menge der Mitspieler und Zechbrüder aufgehoben, gleichsam in eine Sphäre der lockeren, lüsternen Bedenkenlosigkeit entrückt, an der offensichtlich die ganze Welt teilhat.

*Bibit hera, bibit herus, bibit miles, bibit clerus, bibit servus cum ancilla, bibit velox, bibit piger, bibit albus, bibit niger, bibit constans, bibit vagus, bibit pauper et aegrotus, bibit exul et ignotus, bibit puer, bibit canus, bibit praesul et decanus, bibit soror, bibit frater, bibit anus, bibit mater, bibit ista, bibit ille, bibunt centum, bibunt mille.*



Darstellung des Bacchus in den Vatikanischen Museen (Foto: Marcus Aurelius)

Schrill schlägt dem Hörer das stakatohaft iterierende *bibit, bibit, bibit* ans Ohr, reißt ihn gleichsam mit in Seligkeit des Rausches. Jeder trinkt, unterschiedslos, alle Grenzen überschreitend: des Standes, der Herkunft, des Alters, der Bildung, des Berufes. Es trinkt der Knecht, der Herr, der Dumme, der Gescheite, der Arme, der Fremdling, der Junge, der Greis, die Schwester, der Bruder, die Alte, die Mutter, der Dechant, ja selbst der Bischof. Es trinken hundert, es trinken tausend. Ein wahres Hochfest des Trinkens, und, da sich nach Lexikonausweis gerade das mittellateinische *bibere* als „saufen“ versteht, scheint hier geradezu eine universelle Sauforgie inszeniert. Zu wessen Ehren? *Pro Baccho* heißt es im Text. „Zu Bacchus' Ehren“. Ein Hymnus also auf den antiken Gott des Weines und der rauschhaften Ekstase.

Und wo sich Bacchus in seiner unwiderstehlichen Macht präsentiert, sollte die ihm fast geschwisterlich

im orgiastischen Kult verbundene Venus nicht fehlen. In der Tat. Auch sie strahlt als beherrschende Macht in dieser mittelalterlichen Welt über alle.



Darstellung der Venus auf einem Wandgemälde in Pompeji (Foto: Wolfgang Rieger)

Ave formosissima,  
gemma pretiosa  
ave decus virginum,  
virgo gloriosa  
ave mundi luminar  
ave mundi rosa,  
Blanziflor et Helena,  
Venus generosa!

Sei begrüßt Schönste,  
kostbarer Edelstein,  
sei begrüßt, Zierde der Jungfrauen  
glorreiche Jungfrau,  
Sei begrüßt Leuchte der Welt,  
Sei begrüßt Rose der Welt  
Blanziflor und Helena  
edelgeborene Venus!

(CB 77, 8)

Der verehrende Gruß ist an die Schönste gerichtet. Wer ist sie? Ihr Name wird hinausgezögert. Vorerst stehen die ihr zustehenden Preisungen da, die schrittweise für den Hörer/Leser die Gestalt identifizieren: kostbarer Edelstein, Zierde der Jungfrauen. glorreiche Jungfrau, Leuchte der Welt, Rose der Welt, Blanziflor und Helena, die eine, Blanziflor, eine spanische Königstochter, als die schönste Frau des Mittelalters, die andere Helena als der Inbegriff der Schönheit in der Antike, gleichsam die irdischen Stellvertreter der Göttin Auf dem Höhepunkt der Klimax erscheint folgerichtig dann der erwartete Name: *Venus generosa*, die edelgeborene Jupiter-Tochter Venus. Die antike Göttin wird geradezu hymnisch apostrophiert wie eine Königin. Venus als die Göttin der Liebe und Leidenschaft erweist sich als beherrschende Macht, ihre Adepten, die Amores, die Eroten, durchfliegen die Welt und ziehen alle in den Bann ihrer Herrin.

Amor volat undique  
captus est libidine,  
iuvenes iuencule  
coniunguntur merito.  
Siqua sine socio,  
caret omni gaudio,  
tenet noctis infima  
sub intimo  
cordis in custodia:  
fit res amarissima.

Amor fliegt heran von überall  
ergriffen von der Leidenschaft  
Jungen und Mädchen  
verbinden sich mit vollem Recht.  
Wenn eine ohne Verbündeten  
aller Freud und Lust entbehrt,  
erlebt sie tiefe Nacht  
ganz drinnen  
im Kerker des Herzens:  
da widerfährt ihr Allerbitterstes.

CB 87, 4

Jugend und Liebe gehören zusammen. Da tut sich der Raum auf, in dem Amor ohne Grenzen, von überall her geflogen kommt. Wenn Jungen und Mädchen sich hier begegnen und verbinden, geschieht dies ganz zu Recht, von Natur so gewollt, der göttlichen Macht der Venus gemäß. Und wenn ein Mädchen keinen Partner, keine Bundesgenossen der Liebe findet, dann ist das für dieses das Bitterste, was sie erfahren kann. Es erlebt sich wie eingesperrt im Herzen und fühlt sich vom Dunkel der Nacht tief drinnen erfasst.

Kommt die Natur nicht zu ihrem Recht, tritt Bacchus im olympischen Duo der Erotik wirksam in Aktion. Im „Willkommenslied an Bacchus“ bewähren sich die beiden Urmächte der Leidenschaft im engsten Verbund:

Bacche, benvenias,  
gratus et optatus,  
per quem noster animus  
fit laetificatus.  
Istud vinum, bonum vinum  
vinum generosum,  
reddit virum curialem  
probum, animosum.

&lt;...&gt;

Bacchus venas penetrans  
calido liquore  
facit eas igneas  
Veneris ardore.  
Istud vinum, bonum vinum,  
vinum generosum  
reddit virum curialem  
probum, animosum

&lt;...&gt;

Bacchus mentem feminae  
solet hic lenire,  
cogit eam citius  
viro consentire.  
Istud vinum, bonum vinum,  
vinum gemnerosum,  
reddit virum curialem  
probum, animosum.

Bacchus, sei uns doch willkommen,  
angenehm und wohl erwünscht  
durch welchen unser Sinn  
wird froh und aufgeheitert.  
Dieser Wein, ein guter Wein,  
ein Wein von edler Güte,  
macht selbst den frommen Mann  
tüchtig und verwegen.

Bacchus in die Adern dringend  
mit dem heißen Nass  
macht sie feurig  
durch der Venus' Glut.  
Dieser Wein, ein guter Wein,  
ein Wein von edler Güte,  
macht selbst den frommen Mann  
tüchtig und verwegen.

Bacchus pflegt des Weibes Sinn  
an Ort und Stelle zu erweichen,  
zwingt sie gar recht schnell  
dem Mann sich ganz zu fügen.  
Dieser Wein, ein guter Wein,  
ein Wein von edler Güte,  
macht selbst den frommen Mann  
tüchtig und verwegen.

CB 132

Bacchus ist es, der im Wein der Venus Feuerkraft verleiht und ihr hier wie dort zum Sieg verhilft; sie lässt auf der einen Seite dem Mann, selbst dem frommen, im Kirchendienst stehenden (*curialis*), die Adern feurig in Sinneslust erglühen und macht auf der anderen Seite der Frau den spröden Sinn weich, nimmt ihr den Widerstand, zwingt sie, dem Mann gefügig zu sein. Bacchus ist so etwas wie der Vorkämpfer, der Wegbereiter der Venus. Durch beide summieren sich Wein und Liebe zu ekstatischem Rausch.

Rauschartige Begeisterung schlägt uns auch und noch umfassender entgegen in einem der berühmtesten (von Orff vertonten) Gedichte der *Carmina Burana*; in ihm steigert sich das bisher in den Liedern erfasste Lebensgefühl zu seinem Höhepunkt:

Ecce gratum  
et optatum  
ver reducit gaudia,  
purpuratum  
flore partum.  
Sol perenat omnia,  
iamiam cedant tristia!  
Estas redit,

Sieh! Der holde  
und ersehnte  
Frühling bringt zurück die Freuden.  
Purpurrot  
blüht die Wiese.  
Alles macht die Sonne heiter.  
Weiche nun die Traurigkeit!  
Sommer kehrt zurück,

nunc recedit  
Hyemis sevitia.

Iam liquescit  
et decrescit  
grando, nix et cetera,  
bruma fugit,  
et iam sugit  
Ver Estatus ubera  
illi mens est misera  
qui nec vivit  
nec lascivit  
sub Estatus dextera.

Gloriantur  
et letantur  
in melle dulcedinis,  
qui conantur,  
ut utantur  
premio Cupidinis;  
simus iussu Cypridis  
gloriantes  
et laetantes  
pares esse Paridis!

fliehen muss nun  
des Winters Strenge.

Nun schmilzt hin  
und schwindet Hagel  
Schnee und alles andere.  
Der Winter flieht  
und schon saugt  
der Frühling an des Sommers Brüsten.  
Der hat einen armseligen Sinn,  
der nicht lebt  
und ausgelassen liebt  
unter des Sommers Herrschaft.

Es prangen  
und schwelgen  
in Honigsüße,  
die's versuchen,  
dass sie greifen  
nach Cupidos Lohn.  
Auf Cypris' Geheiß  
wollen prangend  
und schwelgend  
dem Paris wir es gleichtun!

CB 143

Das Gedicht setzt mit seinem emotionalen Impetus an der Schnittstelle des Jahres zwischen Winter und Frühling ein und lässt das hier aufbrechende Lebensgefühl der Menschen in seiner ganzen Intensität spüren. Der Winter war im Mittelalter eine Zeit des nackten Überlebens. In den Burgen und Häusern setzte die frostige Kälte den Bewohnerinnen und Bewohnern elendiglich zu. Wärme holte man sich am ehesten aus „den Fässern der Schankwirte“. Schnee, Hagel, die Strenge des Winters waren kein Anlass zur Freude und Ausgelassenheit, Öde draußen in der Natur und Traurigkeit im Innern des Herzens herrschten vor. Erst der Frühling bringt die Wende, lässt alle Not des Winters schwinden.

Gleichsam mit einem Freudenschrei der Befreiung beginnt das Gedicht: *Ecce gratum et optatum!*

Sieh! Angenehm und willkommen bringt der Frühling die Freuden zurück, purpurfarben blüht die Wiese und alles macht die Sonne heiter. Wer nicht mit der Natur auflebt, sobald der Frühling an des Sommers Brüsten saugt, der hat einem armseligen Sinn (*mens misera*). Nun nämlich ist die Zeit zu leben (*vivere*) und ausschweifend sich der Liebe hinzugeben (*lascivire*). „Der Frühling in seiner Schönheit <...> bildet den Rahmen für die Weckung erotischer Empfindungen“ (RAINER NICKEL, 342). Die „Honigsüße“ ist die Metapher für den Liebesgenuss; damit wird emotional eindringlich das Erleben der Liebe als „Prangen und Schwelgen“ (*gloriarum et laetari*) verdeutlicht. Was die, die sich dafür begeistern, erhalten, ist der Lohn der Cupido, also des Liebesgottes Amor (gr. Eros).

Der Freudenschrei am Anfang geht am Ende in einen ermutigenden Aufruf, einen Hortativ, über: *Simus iussu Cypridis...!* Wollen wir es auf Befehl der Cypris, der auf Cypern geborenen Aphrodite, also der Göttin Venus, dem Paris gleich tun, dem trojanischen Königssohn, und – so denken die mittelalterlichen Hörer unwillkürlich weiter – von Liebe berauscht Helena aus Griechenland rauben. Im Erleben einer neu aufbrechenden Natur erfasst den Sänger die Euphorie des Liebesverlangens. Im klassischen Liebespaar von Paris und Helena gewinnt die geschaffene Stimmung konkrete Anschaulichkeit, gewissermaßen ihre Personifikation.

Bacchus (Dionysos) und Venus (Aphrodite, die Zeus-Tochter) sowie Amor (Eros) und Cupido, dazu Paris und Helena – ein Gutteil des erotischen Personal-Tableaus des antiken Götterhimmels mitsamt seinen irdischen Repräsentanten – wie konnten gerade sie zu beherrschenden Mächten im Mittelalter werden, in einer fremden Welt, die von ganz anderen Vorstellungen, Werten und Prinzipien geprägt war? Wie ist der antike Mythos, in dem diese Gestalten zu Hause sind, in die Köpfe der Menschen jener Zeit gekommen? Wo doch zwischen der Spätantike und dem Mittelalter die dunklen Jahrhunderte der Völkerwanderung lagen, die die antike Literatur in den Schlund des Vergessens versinken ließ. Gewiss lagerte ein Großteil davon in der verborgenen Abgeschlossenheit der neu gegründeten Klöster, denen mit Recht das Verdienst zukommt, dass sie sich „die Bewahrung der geistigen Tradition der Antike zur Aufgabe setzten“ (so HARTMUT LEPPIN, *Das Erbe der Antike*, 255).

## 2. Ovid – poetischer Superstar des Mittelalters

Aber wie konnte eine Dichtung, die den im Mythos verfestigten Lebenskult der Antike darstellte, im Mittelalter inaugurativ für eine weit um sich greifende Bewegung werden, die zum Geist der Zeit im schärfstmöglichen Widerspruch stand? Wer war der Schuldige, von dem eine solche Inspiration ausging? Auch das steht ausdrücklich in einem der *Carmina Burana*, nämlich im berühmten Trinklied *Meum est propositum in taberna mori* (CB 191). Hier meldet sich der dem Saufen und Essen verfallene Dichter selbst zu Wort. Am Ende manifestiert sich sein künstlerisches Credo in drastischen Worten:



Darstellung des Publius Ovidius Naso  
(Foto: Auréola)

### *Meum est propositum in taberna mori*

<...> (ab Strophe 7)

Ich trinke, indem ich Verse dichte, guten Wein,  
und solcher Wein, den die Fässer der Wirte ganz rein  
haben, erzeugt eine Fülle von unterhaltsamen Worten.  
Mir wird niemals der Geist der Dichtkunst gegeben,  
wenn nicht vorher der Bauch gut gesättigt worden ist.  
Wenn in der Burg des Hirns Bacchus herrscht,  
dann bricht in mir Phoebus Apollo los und sagt Wunderbares.  
Solche Verse mache ich, wie der Wein ist, den ich trinke.  
Nichts kann ich machen, wenn ich nicht gegessen habe.  
Gänzlich nichts bedeutet, was ich nüchtern schreibe,  
nach dem Becher aber werde ich den Naso übertreffen.

<...>

Tales versus facio, quale vinum bibo,  
nihil possum facere, nisi sumpto cibo.  
Nihil valent penitus, quot ieiunus scribo,  
Nasonem post calicem carmine praeibo.

(CB 191)

Mit vollem Bauch und im Vollrausch übertreffe er, so der Dichter, den *Naso*; da steht der Name des Schuldigen. *Publius Ovidius Naso*, offensichtlich unter den Leuten damals so bekannt, dass allein schon das *cognomen*, quasi als „Spitzname“, genügte. „Die Tatsache, dass der Dichter Ovid namentlich nennt, ist Beweis dafür, dass er sich bewusst an diesem seinem literarischen Vorbild misst“ (HEINRICH KREFELD, 209).

Ovid, das enfant terrible der beginnenden Kaiserzeit, war zum poetischen Superstar des Mittelalters geworden – geradezu ein Paradoxon der Geschichte. War er es doch, der durch seine Liebesdichtung, sein Büchlein der *Ars amatoria*, in Rom Furore machte und Augustus, den moralischen Saubermann auf dem Kaiserthron, in solche Rage brachte, dass der den Mann sein Leben lang an das Ende der Welt verbannte und so von der zur Besserung aufgerufenen Gesellschaft der Großstadt fernhielt. Was bekanntlich die Verbreitung seines erotodidaktischen *opusculum* beförderte, so dass es zur „Pflichtlektüre“ der römischen Jugend avancierte. Die *Ars* wurde gewissermaßen das Kamasutra des Westens. Auch als das Christentum in Rom und Reich allmählich zur beherrschenden Religion wurde, blieb das ganz und gar unchristliche „Handbüchlein der Liebe“ ein Stück der beliebtesten Literatur.

Warum aber entkam gerade dieser „Antichrist“ Ovid den dicken Mauern der die antike Literatur verbergenden Klöster? Warum durchstieß ein verfemter Liebeslüstling wie Ovid die Brandmauer eines mehrere Jahrhunderte dauernden Kulturstillstandes, so dass er jenseits derselben eine geistige Revolution auslöste? Eine ganze Epoche wurde ja nach ihm benannt: die *aetas Ovidiana*. Diese Fragen haben eine geradezu kriminalistische Dimension. Ihre Lösung ist allerdings so einfach wie sensationell. Schuld daran ist ein kleines Büchlein, ein *libellus*, das – im 3./4. Jh. n. Chr. verfasst – 57 wohlgerne moralische Sinnsprüche enthielt und nach dem römischen Urvater der Sittenstrenge *Cato* den Titel *Dicta Catonis* trug. Dieses

Büchlein, das in der Spätantike zur „enorm verbreiteten Schullektüre“ gehörte, enthielt eine folgenschwere Sentenz:

Si quis amare libet vel discere amare legendo,  
Nasonem petito.  
Wenn jemand gerne (etwas) lieben oder durch Lektüre lieben lernen will,  
so greife er nach dem Naso.

In diesem Satz steckte der Teufel. Offensichtlich hat er sich in den Köpfen der Klosterschüler so festgesetzt, dass man den *Naso* (das *cognomen* genügte auch da schon, um den Mann zu identifizieren) zum Hauptgegenstand der Schullektüre machte. Ovid stieg auf wie ein Stern, setzte sich in den Köpfen fest, so dass der in seinem Werk fassbare *cultus Romanorum*, der Lebensstil zumal der Hauptstadt Rom, Modellcharakter für die mittelalterlichen Menschen bekam. Das Leserpublikum Ovids fand sich damals „in allen Ländern des westlichen Abendlandes“. Ovid wurde zum Vorbild, man ahmte ihn überall nach. Seine Dichtung war Impulsgeber gerade für die *Carmina Burana*. Auf Schritt und Tritt spürt man darin seine Wirkungsmacht. Nur an einem Beispiel sei es angedeutet:

Venus war in Rom als Stammgöttin omnipräsent, sie lauerte draußen auf dem Forum am helllichten Tag, und drinnen bei jedem Symposion im trüben Schein der Laterne. Da zieht sie die Leute in ihren Bann, getreulich unterstützt von ihrem erosstimulierenden Partner, dem Gott des Weines (*deus vini*). Bacchus und Venus treten hier - im antiken Original - als das Duo der Liebe im engsten Verbunde auf.

Vina parant animos, faciuntque caloribus aptos:  
Cura fugit multo diluiturque mero.  
[...] Illic  
saepe animos iuvenum rapuere puellae,  
Et Venus in vinis ignis in igne fuit. (Ovid, *Ars amatoria* 1, 237- 244)

Wein macht den Geist bereit und stimmt ihn geneigt zu entbrennen,  
Kümmernis flieht, und sie löst, trinkt man viel puren, sich auf.  
[...] Dort  
raubten oft schon die Herzen der jungen Männer die Mädchen;  
Venus steckte im Wein und war wie Glut in der Glut.

Wein, vor allem der unvermischte, macht bereit zur Liebe, lockert und raubt den Verstand und macht den Mann zum Stier. Der Gott des Weines, Bacchus, vertreibt alles künstliche Gehabe, macht frei und hemmungslos, so dass der Betroffene sich wahllos und ohne Rücksicht auf die Schönheit von den Mädchen betören lässt. Der Zentralsatz ist der kunstvoll – in doppelter Alliteration - gebaute Pentameter, in dem sich Venus und Bacchus als mächtige Wirkungseinheit präsentieren:

*Venus in vinis ignis in igne fuit.*

Venus und Wein entzündeten Feuer und Flamme der Liebe. Mehr als deutlich erweist sich ein Text wie dieser als impulsgebendes Substrat für den Dichter der *Carmina Burana*, etwa im „Willkommensgruß an Bacchus“. Man beachte die frappierenden Anklänge in Sprache und Inhalt:

Bacchus venias penetrans	Bacchus in die Adern dringend
calido liquore	mit dem heißen Nass
facit eas igneas	macht sie feurig
Veneris ardore	durch der Venus Glut.

Das erhitzende Nass des Bacchus und die Glut der Venus entzündeten in den Adern das Feuer der Liebe. Allein schon diese Stelle der Antike-Rezeption zeigt: Ovid ist der Inspirator des Lebensgefühls in jener Welt der *Carmina*, in der weinselige Ausgelassenheit, erotische Libertinage, heitere Lust am Dasein vorherrschen. Ovid hat etwa ein Jahrtausend später gewissermaßen eine neue Spezies von Dichter und Dichtung generiert. Erato, Euterpe, Thalia, vielleicht auch Terpsichore und Polyhymnia, die Musen der Liebesdichtung, der heiteren Festfreude und des Tanzes und Preisens, feierten in jener von der Antike so fernen Zeit im echten Sinne fröhliche Urständ'. Das Feuer, das sie entfachten, lodert uns in allen Zeilen entgegen. Doch wer waren jene Leute, die sich damals von den antiken Musen küssen ließen?

Man spricht von den Vaganten, von den *vagi et clerici*, also von herumziehenden Schülern, Studenten, Professoren, Priestern ohne Amt, die durch Vortrag ihrer Gedichte für die Unterhaltung anderer und ihren eigenen Lebensunterhalt sorgten. Allesamt waren sie hoch gebildet, Lateinkenner; man sieht heute darin sogar zum größten Teil „die geistige Elite des damaligen Europa“ (HEINRICH NAUMANN). Der Brand, den das Musenfeuer in der Vagantendichtung erzeugt, griff offensichtlich weit um sich, er erfasste, Grenzen überschreitend, die Länder Europas. Die geistige Bewegung, die von dieser Dichtung ausging, war durchaus nicht ohne Dynamik. Sie hatte revolutionierende Sprengkraft. Was bedrohte sie? Etwa die etablierte Institution der Kirche? War sie gar ein Gegenmodell zum gängigen allumfassenden Weltverständnis des Mittelalters?

Petrarcas späteres Urteil lässt Rückschlüsse zu. Dieser, selbst ein großer Dichter, ein guter Freund der Antike, aber auch ein Mann der Kirche mit niederen Weihen, lässt an Ovid, dem Superstar der für ihn nicht lange zurückliegenden Zeit, kaum ein gutes Haar. Sein Urteil lautet:

Jener scheint mir durchaus ein Mann von großem Talent gewesen zu sein, aber zügellos und weibstoll, den der Verkehr mit Frauen so ergötzte, dass er darin das höchste Ziel seiner Glückseligkeit setzte. (*De vita solitaria*)

Was Ovid zur Lektüre anbot und was in den Vagantenliedern neue Gestaltung und Wirkung erhalten hatte, empfand Petrarca als widerwärtig und widerständig. Weil es ein auf Lust, Lie-

be und Leidenschaft, auf „Wein, Weib und Würfelspiel“ ausgerichtetes, geradezu epikureisches Lebensziel propagierte, durch welches die von Hof und Kirche vertretene Moral zerlegt werde. War dem wirklich so? Man könnte es meinen. In einem Gedicht heißt es:

Höret Epicurus sagen:  
Dein ist, was du hast im Magen,  
es soll Herr sein deiner Seele.  
Seine Kirche ist die Küche,  
voller himmlischer Genüsse. <...>  
„Um nichts weiter geht mein Sorgen“,  
spricht der Bauch, „so heut' wie morgen,  
als dass ich in guter Stille,  
was da leer, behaglich fülle  
und vom Essen und vom Trinken  
kann in selige Ruhe sinken.“

(CB 211)

Statt Kirche Küche, statt Seelenheil Bauchesfülle. Epikur als Lehrmeister des Lebens gegen den Prediger auf der Kanzel. Diese unverkennbare Invektive gegen ein Sakrament der Kirche, die Kommunion, steigert sich im Angriff auf das Kerngebet des christlichen Glaubens, auf das „Vater unser“. Der *Pater noster* muss da dem *Pater Bacchus* weichen. Die sog. Münchner Sauf- und Spielmesse lautet:

Pater Bacchi, qui es in ciphis,  
semper laudetur nomen tuum.  
Adveniat lucrum tuum,  
fiat tempestas tua sicut in decio et in taberna.  
Vinum bonum ad potandum da nobis hodie  
et dimitte nobis pocula nostra  
sicut et nos dimittimus potatoribus nostris.  
Et ne nos inducas in perditionem  
sed bibera a bono vino, stramen.

Hier sind die Zeilen von Original und Umdichtung formal in Parallele gesetzt, nur ist jeweils das sakrale Wort durch eines aus der Sphäre des Saufens und Spielens ersetzt. Ist das bloß poetisches Spiel kraft der Freiheit des Wortes, eine Parodie des Gebetes oder gar bewusst gestaltete Blasphemie? In den Ohren der Kirchenträger und Kirchgänger musste solche Dichtung wie eine Verhöhnung ihrer religiösen Gefühle geklungen haben.

### 3. Exzessive Lebensgier versus asketische Weltflucht?

Sind also die Vagantenlieder ein beabsichtigter Affront gegen eine verfestigte Tradition? Ausgelassene, lustbetonte Diesseitsfreude gegen eine Gläubigkeit, die im Jenseits, um Petrarca's Worte zu verwenden, „das höchste Ziel der Glückseligkeit“ erreichbar sah, exzessive Lebensgier gegen asketische Weltflucht? Die Antwort darauf ist nicht leicht zu geben. Man hat im späteren Mittelalter das Leben des Menschen mit dem Schicksal des *Sisyphos* gleichgesetzt, das sich im tagtäglichen Hinaufrollen des Felsbrockens auf den Berg als sinnlos erweist. Das Menschenleben wurde gleichsam als Strafe empfunden. *Sisyphos mortalis homo est*. So heißt es in einem Emblemgedicht. Solches lässt auf eine Sinnkrise des Menschen in jener Zeit schließen.

#### INTERMINABILIS HUMANAЕ VITAE LABOR

- Sisyphon Aeoliden vates apud infera regna  
damnatum tali supplicio esse ferunt,  
3 urgeat ut celsam in rupem revolubile saxum,  
quod ruit in praeceps, vix bene compositum.  
Tollere rursus idem ruiturum cogitur: et sic  
6 scandens, descendens, irrequietus agit.  
Sisyphus is mortalis homo est: revolubile saxum  
aeternum durans durus adusque labor.  
9 Qui damnatus homo miser est apud infera regna.  
Infima enim terra quid iacet inferius?  
Tollere qui cassos noctesque diesque labores



Sisyphos und Persephone  
in der Unterwelt  
(Foto: Bibi Saint Pol)

Etwas davon verspürt man auch in den Gedichten der Vaganten, wenn man unter die Oberfläche der darin so ausgelassen verkündeten Lebenslust und Daseinsfreude schaut. Im Trinklied *Meum est propositum...* kommt der Dichter erst im Vollrausch und mit gefülltem Bauch zur poetischen Höchstleistung, die sogar den Dichter Ovid übertreffen lässt. Doch neben den dominanten Begriffen von *vinum* und *cibus*, von Saufen und Schlemmen, steht wie zwanghaft dazu gehörig viermal das Verbum *mori*; es ist in der ersten Hälfte des Gedichtes das prägende Leitwort. Vor der Folie des Sterbens erweist sich, so scheint es, das Glück einer lustbetonten Dichter-Existenz als brüchig, als eitler Schein.

Dass dabei immer Übertreibung, auch Selbstironie im Spiel sind, lässt sich nicht bezweifeln. Die Vagantendichter suchen die drastische Pointe, das witzige Spiel mit der Form, die hyperbolische Aussage. Ihre Lieder haben deshalb oft parodistische Züge. Ihre Aussagen changieren zwischen Humor und Ernst. Tiefgründig aber sind sie getragen von der Erfahrung der Brüchigkeit der menschlichen Existenz. Diese Wahrheit wird kunstvoll überspielt. Die Vaganten bezogen ihre „Gegenposition zur asketisch-mönchischen Weltverneinung in jenen daseinsfrohen Gesängen <...>. Aber auch in diesen erheben sich die Dichter oft weit über leichtfertige Gedanken zu lebenskundlicher Tiefe“ (OTTO MEYER, 314).

#### 4. Unter der Macht des Schicksals

Nur vor dem Hintergrund der hier gewonnenen Erkenntnis lassen sich die sog. *Fortuna*-Gedichte angemessen verstehen, die Carl Orff in prachtvolle Musik umgesetzt hat. Schon der im 13. Jh. tätige Sammler der Vaganten-Gedichte hat ihnen offensichtlich eine Leitfunktion zugewiesen. Das Titelbild der Handschrift mit dem „Rad der Fortuna“, das in beiden Gedichten eine zentrale Rolle spielt, lässt dies vermuten. Hier ist kein Firnis einer daseinsfrohen Lebenslust aufgetragen, die nackte Wahrheit wird uns zwar bildhaft, aber unmittelbar vergegenwärtigt.

Beide Gedichte handeln vom Glück als einer Macht, wie sie uns in der Zeit des antiken Hellenismus in der Gestalt der Göttin Tyche entgegentritt, als unerbittliches und von menschlichem Denken und Handeln unbeeinflussbares Schicksal, im Lateinischen mit *Fortuna* wiedergegeben. Das erste Gedicht setzt mit dem klagenden Anruf: *O fortuna!* ein. Ihr Wesen wird gewissermaßen mit dem „Aggregatzustand“ sowohl des Mondes wie der Eises gleichgestellt. Beiden, Mond und Eis, gemeinsam ist das Sich-Bilden und das Sich-Auflösen, also die Veränderlichkeit ihres Zustands. Das Phänomen, das dem Menschen diesen *status variabilis* unmittelbar sichtbar vor Augen führt, ist das sich immer drehende, drehbare Rad, die *rota volubilis*.



Fortuna und das Rad des Lebens  
(Foto: Bkwillwm)



Tyche von Antiochia  
(Foto: Jastrow)

Für den Dichter zählt diese durch den Vergleich veranschaulichte Veränderlichkeit zu den Negativprädikaten, die er der *Fortuna* außerdem zuschreibt: launisch, eitel, böse, rebellisch, verbrecherisch. Die „drehende Rad“, die *rota volubilis*, ist das Symbol des menschlichen Loses (*sors*), es ist gleichsam „die Lostrommel“ des Glücks. Durch sie kommt Unruhe in des Menschen Seele, sie bedrängt ihn hart. Gegen den rotierenden Zustand der *Fortuna* kommt menschliche Kraft (*virtus*) nicht an, auch nicht die des Dichters. Darum steht am Ende sein Aufruf zur Klage an alle: *Mecum omnes plangite!* Dieses Gedicht ist kein Zeugnis von euphorischer Lebensfreude, eher eine Elegie über das traurig-trostlose Sosein der menschlichen Existenz. Im zweiten *Fortuna*-Gedicht wird die *Fortuna* in gleicher Weise angeklagt, weil sie dem Dichter die Gunst entzieht, ihm Wunden in die Seele schlägt und Tränen in die Augen treibt. Sie zeigt sich abwechselnd von zwei Seiten, bald von der schönen mit der Locke auf der Stirn, bald von der hässlichen mit ihrem Kahlkopf. Dieser ihr eigene Hang zur Wechselhaftigkeit wird auch hier mit dem Bild der *Fortunae rota* verdeutlicht. Diesmal ist dessen Funktion noch spezieller. In der Metapher des Rades gewinnt der sich im Zeitablauf vollziehende Umschwung des Glücks, der vier Phasen aufweist, plastische Anschauung: oben, nach unten, unten, nach oben. Sein eigenes Schicksal projiziert der Dichter in das des höchsten irdischen Machtträgers, des Königs. Ihm ergeht es wie dem *rex*.

Der König sitzt zuerst oben auf dem Thron, vom Blumen bekränzt (*flore coronatus*), glücklich und selig (*felix et beatus*), dann im Sturz nach unten fallend, an Macht und Ruhm verlierend, während auf der Gegenseite andere nach oben getragen werden, schließlich unter der Achse liegend wie einst Königin Hecuba, die Gemahlin des mächtigen Trojanerkönigs, die nach der Zerstörung der Stadt in die Sklaverei verschleppt worden ist. Im Bild des Codex sind diese vier Schicksalsphasen in markantem Latein notiert: *regnabo – regno – regnavi – sum sine regno*. Der Mensch, selbst der mächtigste, unterliegt bedingungslos der Macht des Schicksals. Das Dokument aus dem *Hortus deliciarum* des Herrad von Landberg 1180 belegt diese Grundstimmung des Mittelalters. Das Bild des Schicksalsrades freilich symbolisiert nachweislich bereits in der frühen Antike die Tragik von Aufstieg und Fall des Menschen. Hier ist zweifellos Melpomene mit am Werk, die Muse der Tragödie.

Carl Orff, der Antike-Kenner, hat sehr zutreffend die Auswahl der von ihm vertonten Lieder unter das Leitthema „*Fortuna imperatrix mundi*“ gesetzt und damit für seine Komposition einen aussagekräftigen Rahmen geschaffen: Beide *Fortuna*-Lieder stehen am Anfang, eines wird am Schluss wiederholt. Orff stellt damit alles in den ausgewählten Liedern Gesagte unter das Wirken der *rota volubilis* des Schicksals; er erfasst damit zweifellos den Kern des Lebensgefühls und Weltverständnisses, das uns in den *Carmina Burana* entgegentritt. Die darin greifbare Lebenslust und Daseinsfreude, die ausgelassene Trinksucht und laszive Erotik, der Widerspruch gegen Kirche und theologische Tradition sind gewiss Ausdruck eines emanzipierten Denkens, einer neuen Diesseitsbezogenheit.

Doch da sind nicht bloß pure Lüsterheit, epikureische Sinnlichkeit, hemmungslose Frivolität im Spiel. Ist nicht das *O fortuna* der klagende Urschrei des Menschen, der allen heiterderben Frohsinn als kirres Lachen entlarvt, als ein Lachen, das aus einer traurigen Seele

kommt? Hinter allem spürt man ja mehr oder weniger eine Traurigkeit, ein Betroffensein, ja eine Angst ob der Beschwerlichkeit des Lebens, eine tragische Bewusstheit, ohnmächtig dem unerbittlichen Schicksal ausgeliefert zu sein. HAP GRIESHABER hat sehr zutreffend der *Fortuna*, die er für das Titelbild der ORFF-Ausgabe gemalt hat, ein grimmig-lüsternes Gesicht mit finster drohendem Blick gegeben.

In ihrer Tiefe thematisiert sich auch in den Liedern der Vaganten die zeitlos gültige Frage des Menschen nach Schicksal, Glück und Lebenssinn. Man hat heute längst erkannt, dass diese Carmina nicht „Ausdruck eines jugendlichen, studentischen Übermuts“ sind, schon gar nicht die literarischen Produkte „eines Lumpenproletariats“ (NAUMANN, 8), sie gelten als authentische Zeugnisse, die facettenreich Einblick in die durchaus nicht monotone Welt des Mittelalters geben. Man schätzt die *Carmina Burana* als Kleinodien der europäischen Literatur.

### 5. Die *Carmina Burana* als Rezeptionsphänomen

Die *Carmina Burana* waren ein europäisch-humanistisches Ereignis. Die Vaganten waren überall zumindest in den westlichen Ländern des Kontinents unterwegs. Die Gebildeten hörten oder lasen ihre Lieder voller Daseinsfreude und Lebenslust gewiss nicht ohne Amusement. Wahrscheinlich ließen sie sich von den frechen und aggressiven Tönen gegen die etablierten Institutionen und Riten sogar faszinieren. Doch steckte in den Vagantenliedern auch eine revolutionierende Sprengkraft. Sie stießen zu einem neuen Nachdenken an, gerade darüber:

Wäre ein Lebensgefühl, das auf ekstatischer Lust am Trinken, Lieben und Spielen gründet, auf die Dauer tragfähig? Wäre die verdeckt oder offen bekundete Erfahrung eines gnadenlosen Ausgeliefertseins an die Macht der grausigen *Fortuna* tröstlich und gar sinnstiftend? Das Wissen um das sysipheische Schicksal des Menschen lässt sich nicht permanent im Rausch vordergründiger Glückseligkeit verdrängen. Die elementare Frage nach dem Sinn der menschlichen Existenz stellte sich in jener Zeit des geistigen Umbruchs umso bedrückender, sie blieb jedoch auch im Lebens- und Weltverständnis der Vagantendichtung ungelöst, wie vorher in der Antike und nachher in der Neuzeit bis heute. Diese humanistische Grundfrage ist gleichsam die weltanschauliche Konstante der Menschheitsgeschichte.

An den Kleinodien der *Carmina Burana* vollzog sich in Europa ein höchst denkwürdiger Rezeptionsprozess. Die treibende Kraft dabei war Ovid, der wirkungsmächtigste Autor der römischen Antike. Dieser geistige Revolutionär war es offensichtlich, der erst so richtig im Mittelalter der Antike jene Energie gab, die zu einer produktiven Auseinandersetzung mit deren Literatur antrieb. Das Überkommene erneuerte sich in anderer Form und mit ganz anderer Aussageabsicht. Über Ovids Werk, besonders die *Ars amatoria*, gelangten – aus ferner Vergangenheit herbeigerufen – unerwartet Venus und Bacchus wieder zu Triumph und Ehren. Die antiken Musen bekamen in einer für sie fremden Welt einen neuen Raum ihrer Bewährung, in dem sie bedrohlich ihr Feuer entfachten. Die *Carmina Burana* sind die erste Rezepti-

onsblüte nach dem Ende der Antike auf dem Gebiet der Dichtung. Doch diese Blüte der Literatur verwelkte.

Ihre durch die Gunst eines Musenfreundes in einer Handschrift gesammelten Dokumente lagerten bis 1803 verborgen im Kloster Benediktbeuren. Wiederum sind die Lieder – diesmal eher durch einen Zufall – dem Vergessen entrissen worden. Doch muss die Frage erlaubt sein: Hätten diese Kleinodien je die Säle des akademischen Literaturbetriebs verlassen, wenn sie nicht CARL ORFF durch die Vertonung einer repräsentativen Auswahl daraus bekannt gemacht, ja ihnen nicht europa-, sogar weltweite Anerkennung verschafft hätte? Orff ist gewissermaßen ein moderner Vagant. Im Feuer seiner gewaltigen Musik zeigen die antiken Musen überall erneut und verstärkt ihre befeuernde Wirkung, diesmal gewiss auf Dauer.

Orff und seinesgleichen stemmen sich, indem sie lateinische Stoffe der Vergangenheit in neuer Form vergegenwärtigen, mit aller Kraft gegen einen „Verlust der Erinnerung“. Der wird heute allseits beklagt; man begnügt sich mit Sekundenwissen und einer fallweise aktualisierten Informationsbeschaffung. Auf dauerhaftes, gar historisch-kulturelles Wissen käme es nicht an. Kompetenzen seien heute gefordert. Wie das? Versteht sich Bildung lediglich als Summe von antrainierten Kompetenzen? Kompetenzen sind so etwas wie Stützpfeiler in den Hohlräumen des Gehirns. Wenn dort keine Inhalte, keine Stoffe gespeichert sind, bleibt der Kopf funktionslos und lässt kein Leben zu. Der Hohlkopf ist ein Barbar, wild, gefühllos, sein Lebenselixier ist Gier, sind Kampf und Gewinn. Aber ist er ein Mensch? Was macht den Menschen zum Menschen? Der Mensch ist – so hat dies unlängst (2009) der Hirnforscher und Nobelpreisträger EREC KANDEL festgestellt – „das, was er gelernt hat und an was er sich erinnert.“ Sein Gedächtnis mache „die komplette Persönlichkeit aus, praktisch seine Existenz.“ Menschwerdung ist schlichtweg Genesis von Erinnerung. Es geht nicht ohne Wissen, auch nicht ohne das Wissen um das Erbe unserer Kultur.



Baldassare Peruzzi (1481–1536): Apollo und die tanzende Musen  
(Foto: Jic)

Wer sich solcher Erkenntnis nicht verschließt, wird sich an die Seite Carl Orffs stellen und sich mit allen Kräften gegen „den Rausch des großen Vergessens“ (so die Balkenüberschrift einer großen österreichischen Zeitung) zur Wehr setzen. Deshalb meine *Exhortatio* an alle Lehrenden: Zünden Sie in unserem Lateinunterricht, wo immer es möglich ist – nicht nur bei

der Lektüre der *Carmina Burana* –, das Musen-Feuer an! Lassen Sie mit Apollo, dem Gott auch und gerade der Künste, Erato, Terpsichore, Thalia, Polyhymnia, Kalliope, Melpomene und die anderen tanzen, lieben, singen und feiern und klagen. Lassen Sie die Musen all ihre Künste und Gaben zur Entfaltung bringen! Sind sie doch die Töchter derjenigen Göttin, die jene absolut notwendige Bedingung des Menschseins repräsentiert. Die Musen sind nicht zufällig, wie jeder weiß, die Töchter der Mnemosyne, eben der Göttin der Erinnerung.

#### Literaturhinweise zur Vagantendichtung:

- CURTIUS, E.R.: Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern/München 1948. 235 ff: Die Musen.
- GRUBER, J.: Carmina Burana. In: Europäische Literatur in lateinischer Sprache. AUXILIA 16, Bamberg 1987. 90.
- FISCHER, C.: Carmina Burana. Die Gedichte des Codex Buranus. Lateinisch und Deutsch. Zürich/Mainz 1974.
- KREFELD, H.: Die Vagantenbeichte des Archipoeta. In: Krefeld, H. (Hg.): Impulse für die lateinische Lektüre. Von Terenz bis Thomas Morus. Frankfurt a. M. 1979. 202-222.
- LANGOSCH, K.: Wein, Weib und Würfelspiel. Vagantenlieder. Lateinisch und Deutsch. Frankfurt a. M. 1969.
- MAIER, F.: Die Macht der Venus in den Carmina Burana. Pegasus, Literatur-Kommentar, Bamberg 2005, 302 ff.
- DERS.: Carmina Burana und Carl Orffs Vertonung. Weltverständnis und Lebensgefühl im Mittelalter. In: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. München 2011, 186 ff.
- MEYER, O.: Der unruhige Student und das Leben von einst. Die Welt der Carmina Burana. In: Anregung 17, 1971, 306-317.
- NAUMANN, H.: Lateinische Dichtung im Mittelalter. Stuttgart 1965.
- NICKEL, R.: Carmina Burana. In: Höhn, W./Zink, N. (Hg.): Handbuch für den Lateinunterricht, Sek. I, Frankfurt a.M. 1987, 341-350.
- DERS.: (Moderation und Basisartikel): Kulturelle Erinnerung. Der Altsprachliche Unterricht 1/2003.
- SCHIROK, E.: Carmina Burana. Lieder des Mittelalters. In: Nickel, R. (Hg.): Aditus. Neue Wege zum Latein. Lese- und Arbeitsbuch für die ersten Lektürejahre. Teil III: Lehrerhandbuch, Würzburg 1975, 46-57.
- WILNAUER, F.: Carmina Burana von Carl Orff. Entstehung, Wirkung, Text, Mainz 2007.

## Per Austriacas ditiones.

### Verkehrspolitik und Antikenrezeption auf lateinischen Inschriften in Altösterreich

Michael Huber

#### Epitaphium vetustate exesum: Von Felsinschriften und Meilensteinen

Am 1. Oktober 1485 überquerte Bischof Pietro von Caorle in Begleitung seines Sekretärs Paolo Santonino unter großen Mühen den Plöckenpass, um in den folgenden Wochen eine Visitationsreise im Kärntner Raum durchzuführen.<sup>2</sup> Dabei beobachtete Santonino auf der Passhöhe eine Inschrift, die zu erwähnen er für wert befand, obgleich der Zustand des Textes bereits „vom Alter“ so „zerfressen“ war, dass man ihn nicht mehr lesen konnte (**Text 1**).<sup>3</sup> Santonino bezeichnete den Text auffälligerweise als *epitaphium*. Dachte er hier an das Grab eines verunglückten Reisenden oder verwendete er den Begriff in ungenauer Weise statt *epigramma* oder Ähnlichem? Tatsächlich handelt es sich nämlich um eine Weiheinschrift für Jupiter Optimus Maximus, für die Weggöttinnen *Triviae* und *Quadriviae* und überhaupt alle Götter (**Text 2**). Dass die Inschrift an einer Straße lag bzw. liegt, ist in zweierlei Hinsicht bedeutsam: Einerseits wird hier die mediale Funktion des Lateinischen erkennbar – Latein wurde (auch) auf Straßen und Wegen zum Medium der Propaganda für die Erfolge der kaiserlichen Infrastrukturpolitik, andererseits blieb sie, wengleich den Unbilden der Witterung ausgesetzt, für alle Zeiten und für jedermann sichtbar und übte auf die Vorbeiziehenden wie etwa auf Santonino offenbar eine gewisse Faszination aus.

In dem nicht ganz leicht übersetzbaren Text<sup>4</sup> werden die Leistungen des Quästors Titus Attius Braetianus und des Unternehmers (*succeptor*)<sup>5</sup> Hermias hervorgehoben, die die Sicherheit und den Komfort der Reisenden erhöhten. Ganz bewusst wird auch die Anbringung des *titulus* am hohen Felsgebirge der Alpen vermerkt: Die Inschrift dokumentiert sich auf diese Weise gleichsam selbst.

Santoninos Notiz ist ein bemerkenswertes Indiz für das aufkeimende Interesse an Altertümern, das in seinem Reisetagebuch auch an anderer Stelle zu beobachten und für das ausgehende Mittelalter bezeichnend ist.<sup>6</sup> Zu den in jener Zeit am häufigsten registrierten Objekten gehören römische Meilensteine, von denen einzelne Exemplare während der „dunklen“ Jahrhunderte des Mittelalters über der Erde erhalten blieben und somit seit jeher wahrgenommen wurden. Dies gilt für den sogenannten „Nitzinger Erdäpfelsack“, einen Meilenstein bei Tulln an der Donau, der 217 unter Kaiser Macrinus aufgestellt worden war und im Mit-

<sup>2</sup> Siehe Vale 123, sowie die Übersetzung von R. Egger, Die Reisetagebücher des Paolo Santonino 1485-1487, Klagenfurt 1947, 13.

<sup>3</sup> Sämtliche Texte mit Übersetzung im Anhang.

<sup>4</sup> Der Text unter [www.ubi-erat-lupa.org](http://www.ubi-erat-lupa.org) unter der ID-Nr. 11293 mit reichlichen Literaturangaben und gutem Bildmaterial. – Eine Übersetzung bei F. Leitner (Hg.), Götterwelten. Tempel, Riten, Religionen in Noricum (Ausstellungskatalog), Klagenfurt 2007, 147f. (Nr. 17).

<sup>5</sup> statt normsprachlich *susceptor*.

<sup>6</sup> Vale 138 über das *castrum Romanorum* bei Lavant in Osttirol.

telalter mit einem Hügelkreuz versehen wurde<sup>7</sup>, ebenso wie für einen Meilenstein, der sich einst zwischen Wilten und Amras (bei Innsbruck) befand und der in einer Urkunde des Jahres 1141 als *Millstain* (= Meilenstein) bezeichnet wird.<sup>8</sup> Kaiser Maximilian, dessen dynastisch motiviertes Interesse an der Antike vielfältige Formen annahm<sup>9</sup>, sorgte rund 350 Jahre später dafür, dass zahlreiche damals bekannte Meilensteine bei Zollhäusern (etwa in Lueg an der Brennerstraße) aufgestellt würden.<sup>10</sup> Die Botschaft war: Auch die Verkehrspolitik des Kaisers soll auf der Tradition des Römischen Reiches begründet sein.

Gut zweihundert Jahre später befasste sich der Tiroler Altertumsforscher Anton Roschmann (1694-1760) abermals mit römischen Meilensteinen. Roschmann erkannte, dass die Existenz von Meilensteinen der beste Beweis für den Verlauf einer römischen Straße und damit für die Präsenz römischer Siedlungstätigkeit ist. Zudem sah er in den Meilensteinen (wie überhaupt in den Inschriften) unverfälschte Dokumente von großem historischem Wert.<sup>11</sup>

Als Roschmann im Jahre 1733 von der Existenz eines zehn Jahre davor an der Pustertaler Straße in der Nähe des Ortes Rasen entdeckten Meilensteines erfuhr, begab er sich sofort an Ort und Stelle, um das Objekt nach noch vorhandenen Inschriftenresten zu prüfen. In seinem Bericht, der (wie die meisten Aufzeichnungen Roschmanns) Manuskript geblieben ist<sup>12</sup>, erwähnt er Baumaßnahmen Kaiser Karls VI., der die Straße im Pustertal hatte verbreitern lassen. Weil der Kaiser den Meilenstein an Ort und Stelle aufstellen ließ, ließ sich der altertumsbegeisterte Roschmann zu der Bemerkung hinreißen, der Kaiser sei „tausend Meilensteine wert.“<sup>13</sup> Über die besondere Beziehung dieses Habsburgers zur Antike wird weiter unten die Rede sein.

### Ad perpetuam firmitatem: Eine Straße für die Ewigkeit

In der frühen Neuzeit setzte aber nicht nur eine verstärkte Beachtung antiker Monumente im Allgemeinen und römischer Inschriften im Besonderen ein, sondern es entstanden im Zuge von Straßenbaumaßnahmen auch neue (Bau-)Inschriften, die sich sprachlich an antike Vorbilder anlehnen. Seit der Zeit der Gracchen war es üblich, die Errichtung von Straßenbauten in die politische Selbstdarstellung einzubeziehen.<sup>14</sup> Meilensteine als „propagandistische

<sup>7</sup> Der Stein blieb während des Mittelalters stehen und wird 1140 erstmals urkundlich erwähnt (Dehio-Handbuch, Niederösterreich südlich der Donau, Teil 2, 1571).

<sup>8</sup> Der Tiroler Altertumsforscher Anton Roschmann beschreibt ihn wie folgt (Inscriptiones, Veldidena 6): „Lapis alter in via publica Veldidena seu Wilthina versus Pagum Omeras reperitur et iterum in Instrumento Reginberti Episcopi Brixinensis de A.º 1141 vocatur der *Millstain*, Milliaris lapis.“ (Huber 542, Fundkatalog Nr. 140).

<sup>9</sup> Vgl. etwa M. F. Müller, Der Ehrenbogen Kaiser Maximilians I.: Stil und Inhalt, Unser Neustadt (Blätter des Wr. Neustädter Denkmalschutzvereines) 1-2/2011, 1-11. – Zu Maximilians Interesse an Altertümern vgl. Huber 469.

<sup>10</sup> Huber 17 (Roschmann, Praefatio 3) und 469.

<sup>11</sup> Ebd. (Praefatio 3): „monumentis [er meint die Inschriften]... genuinis antiquitatis universae fontibus.“

<sup>12</sup> A. Roschmann, *Monumenta Romana* (Handschrift 938 der Sammlung Dipauliana in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum).

<sup>13</sup> Der Text des Fundberichts lautet: „Cum A(nn)o 1733 in Valle Noricum vulgò das Pusterthal iter facerem, inaudii Lapidem quendam ante decennium, Ao. 1723 nimirum, dum viae ampliores jussu Augusti nostri (mille ideo milliaris dignissimi) redderentur, non procul a Loco Rasen (ubi per dies aliquot morabar) e terra eruderatum, et loco antiquo repositum esse (Huber 483 mit Anm. 430).“

<sup>14</sup> So G. Rosada, ...*viam Claudiam Augustam quam Drusu pater... derexerat*... In: V. Galliázso (Hg.), *Via Claudia Augusta. Un'arteria alle origini dell'Europa: ipotesi, problemi, prospettive* / Eine Straße am Ursprung Europas: Hypothesen, Probleme, Perspektiven, Feltre 2002, 38-68 (konkret: 39f.).

Bezugspunkte“<sup>15</sup> listen deshalb oft nicht nur sämtliche Herrschertitel auf, sondern enthalten emotionale Komponenten wie die Verbesserung des früheren Straßenzustandes oder die Sicherheit der Reisenden.

Ein frühes Beispiel für eine neuzeitliche Straßenbauinschrift ist jene des Erzbischofs Marcus Sitticus am Kniepass bei Unken (Land Salzburg), die sich formal und inhaltlich eng an antike Inschriften anlehnt (**Text 3**). Das betrifft sowohl den Hinweis auf die Nachhaltigkeit (*ad perpetuam firmitatem*) als auch den auf den öffentlichen Nutzen (*publicae commoditati*) sowie das Motiv der Erschließung (*aperuit*); dieses Wort hatte bereits im antiken Latein die Spezialbedeutung „erschließen“ (auf eine Straße bezogen). Zudem knüpft die Inschrift durch ihre Art der Anbringung an die Tradition der Felsinschriften an, wie wir sie am Plöckenpass kennen gelernt haben.

### Indefessa vigilantia: Ein kaiserliches Straßendenkmal am Semmering

Beschränkte sich die Inschrift des Salzburger Erzbischofs auf wenige Zeilen, so stellt das gut hundert Jahre jüngere Denkmal Kaiser Karls VI. auf der Semmering-Passhöhe auch in architektonischer Hinsicht ein Monument ganz anderer Größenordnung dar (**Text 4a**). Karl VI., dessen Verkehrspolitik Teil seiner Modernisierungsmaßnahmen zur Ankurbelung der Wirtschaft waren,<sup>16</sup> hat sich hier mit einem Denkmal verewigt, das sprachlich den Geist der Antike und inhaltlich den des aufkeimenden Industriezeitalters widerspiegelt.<sup>17</sup> Das Monument war anlässlich der eilig vorgenommenen Fertigstellung der völlig neu trassierten Semmering-Passstraße errichtet worden.<sup>18</sup> Es ist ein eindrucksvolles Beispiel für die „Manifestation der staatsbezogenen Tugenden des Monarchen“ in seiner Bautätigkeit, wie sie der Jesuit Anton Höller in seiner (äußerlich einem ciceronianischen Dialog gleichenden) Abhandlung „Augusta Carolinae Virtutis Monumenta seu Aedificia“ (1733) dargestellt hat.<sup>19</sup> Höller zufolge habe der Kaiser ein umfangreiches Wirtschaftsprogramm entwickelt, das Betriebsansiedlungen ebenso wie Kanalbauten, Bergwerke oder Hafenanlagen beinhalte; im Mittelpunkt sei die Förderung des Handels gewesen.<sup>20</sup> Die „viarum reparatio“ sei unter all dem „immer die vornehmste Sorge jener großen Kaiser der Römer, des Julius Caesar Augustus, Trajans“<sup>21</sup> usw. gewesen. Höller beschreibt in seinem Werk die Semmeringstraße als *prope prodigiosa*, die deshalb das besondere Lob des Kaisers hervorrief (**Text 4b**).<sup>22</sup>

Das Objekt besteht aus einem großen, auf einem Sockel ruhenden Quader, auf dessen nach Norden gerichteter Längsseite die Inschrift „zu Ehren und ewigen Denckmahl Ihres Aller-

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Vgl. dazu Gröger 163-168; Matsche 328.

<sup>17</sup> Vgl. dazu das Konzept für das Denkmal: „...nach alt Römischer Arth, einen Lapidem terminalem, welcher von ungeheurer Grösse...“ (zitiert bei Matsche 328).

<sup>18</sup> Zur Geschichte der Semmeringstraße vgl.: Der Weg über den Berg. Die wechselvolle Geschichte der sukzessiven Erschließung von Niederösterreichs wichtigstem Paß, NÖ Kulturberichte 2 (1992) 14f.

<sup>19</sup> Siehe das Literaturverzeichnis. – Ausführlich Matsche 386ff. zu diesem Schlüsselwerk für das Verständnis des baukünstlerisch-politischen Konzepts Karls VI.

<sup>20</sup> A. Höller zit. nach Matsche 408.

<sup>21</sup> Ebd. 410. – Höller 45: „Quae princeps semper cura fuit maximis illis Romanorum Imperatoribus Julio Caes(are) Augusto (...), *Viarum reparatio*.“

<sup>22</sup> Höller 48f.

durchlauchtigsten Urhebers Nahmen in harten Stein<sup>23</sup> eingemeißelt ist. Der geschwungene Aufsatz wird von vier Reichsadlern umgeben. In der Mitte erhebt sich „die von der stilisierten österreichischen Hauskrone bekrönte und von Blütengirlande umrahmte Weltkugel, die das Monogramm Kaiser Karls VI. C(arolus) C(aesar) VI [...] trägt.“<sup>24</sup>

Der Text verkündet in typisch barocker Manier die Straßenbaumaßnahmen der drei verantwortlichen Männer Sinzendorff, Herberstein und Wagensperg. Die umständliche Formulierung erinnert an den Stil einer Urkunde und ist auch mit modernen Bauinschriften vergleichbar.<sup>25</sup> Der Verfasser des Textes, der kaiserliche Rat Konrad Adolph Albrecht von Albrechtsburg<sup>26</sup> hat in kunstvoller Weise die Leistungen der drei Staatsmänner zu einem *Trikolon* verknüpft: Die drei Tugenden *indefessa vigilantia*, *festina industria* und *aemula perfectio* werden als Ideale effizienter kaiserlicher Politik vorgestellt, die erst im Verein zum gewünschten Erfolg führen. Von den drei Männern gilt der steirische Landesverweser Ernst von Herberstein (1671-1746) als eigentlicher Initiator der Semmeringstraße;<sup>27</sup> Sigmund Graf von Wagensperg (1674-1734) war, wie Wurzbach vermerkt, u. a. „in Weg-Reparations- und Conversations-Sachen verordneter Oberdirector und Inspector“<sup>28</sup> und somit ebenfalls mit der Materie befasst; Philipp Ludwig Graf von Sinzendorff (1671-1742) war Vorsitzender der „Hofkommission in Wegsachen“ und oberster Hofkanzler.<sup>29</sup> Er war als „wichtigste politische Person des Wiener Hofes nach dem Kaiser“ für alle Staatsangelegenheiten zuständig.<sup>30</sup>

Die Erbauung der Straße, die – mit öffentlichem Geld (*aere publico*) errichtet – ganz in der Tradition römischer Staatsstraßen (*viae publicae*) steht, bedeutet einen gewaltigen Fortschritt, ist sie doch – im Gegensatz zu früheren lehmigen und gefährlichen Karrenwegen – aus Stein erbaut und bekommt damit den Charakter des Dauerhaften.<sup>31</sup> Das eigentliche Ziel des Straßenbaus war es, einen angenehmen (vgl. *in delicias*) Zugang zum Adriatischen Meer zu schaffen, um den zum Erliegen gekommenen Handel (*averuncato comercio*) zu fördern. Zugleich hat die Straße durch Karls Maßnahmen ihren einstigen Schrecken (*effossa...saevitia*)

<sup>23</sup> Zitiert nach Matsche 328.

<sup>24</sup> Kos 135; die ausführlichste kunsthistorische Würdigung bei Matsche 328ff.; dort auch Näheres über den historischen Hintergrund; vgl. ferner die Beschreibung bei Keyßler 877f. (zu dessen Reiseberichten siehe Helmedach 317-346).

<sup>25</sup> Etwa hinsichtlich der Struktur des Textes, der oftmals aus einem einzigen Satz besteht, und hinsichtlich der Aufzählung aller Verantwortlichen mit ihren Titeln. – Ein vergleichbares Beispiel wären etwa Bauinschriften an öffentlichen Gebäuden, wie z. B. in der Wiener U-Bahnstation Volkstheater: „Die Eröffnung dieser U-Bahnstation / erfolgte am 6. April 1991 / im Zuge des Ausbaues des öffentlichen / Verkehrsnetzes der Stadt Wien unter / Bürgermeister Dr. Helmut Zilk / und den amtsführenden Stadträten / Vizebürgermeister Hans Mayer / für Finanzen und Wirtschaftspolitik und / Johann Hatzl für Verkehr und Energie.“ Die Monumentalität derartiger Inschriften findet ihren Ausdruck neben der feierlichen Sprache auch in der Verwendung der Kapitelschrift.

<sup>26</sup> Matsche 328f.; zur Person Albrechts ebd. 45f.: Albrecht war Medaillen- und Antiquitäteninspektor und verfasste das Konzept für zahlreiche künstlerische Werke der karolinischen Epoche, gesammelt im sog. Codex Albrecht.

<sup>27</sup> Vgl. die kurze Notiz in der Neuen Deutschen Biographie 8 (1969) 578; Helmedach 84f.

<sup>28</sup> Wurzbach 52 (1885) 79; Helmedach 85: „Ober-Weg-Inspektor von Innerösterreich“.

<sup>29</sup> Ein umfangreicher Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie 34 (1892) 408-412; Helmedach 83f. weist auf die Bedeutung des Straßenbaus für den Kaiser hin, wenn er seinen obersten Hofkanzler, der zugleich ein wichtiger außenpolitischer Berater war, darin einbezog.

<sup>30</sup> Matsche 387.

<sup>31</sup> Vgl. auch eine entsprechende Stelle in dem Gedicht „Via Domitiana“ in den *Silvae* des Statius (IV, 3): „sorbebat... rotas maligna tellus.“ – Zu den technischen Gesichtspunkten des Straßenbaus im 18. Jh. vgl. Helmedach 80-83.

verloren, ein Motiv, das sinngemäß bereits in der Felsinschrift auf dem Plöckenpass anklängt.<sup>32</sup>

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Karls-Denkmal in hervorragender Weise die „Selbstinszenierung“ des Staates widerspiegelt, die gerade in den „Straßenbauten nach römischem Vorbild“ zum Ausdruck kommt.<sup>33</sup> Dazu passt auch die Tatsache, dass am Schluss der Inschrift der Zweck der Errichtung des Denkmals genannt wird: Es sollte als Zeichen der Dankbarkeit (*gratum ... monumentum*) dienen, damit der Reisende einen Ausruf der Freude tun kann (*io acclamante*) und der Ruhm des Kaisers (*fama*), der hier ganz in der Tradition römischer Kaiser als *restitutor* bezeichnet wird, weithin ertöne.<sup>34</sup>

### Immortalia prodigia: Eine neue Straße in der Krain

Ein weiteres Straßenmonument – eines von insgesamt vieren<sup>35</sup> –, das ebenfalls auf die Reise Karls VI. (1728) in den Süden Bezug nimmt, ist die viereckige Pyramide an der Grenze „zwischen Crain und Cilley“ am Trojanerpass, zwischen den Straßenstationen von St. Oswald (slowen. Šentožbolt) und Franz (slowen. Vransko).<sup>36</sup> (Text 5a)

Die Inschriften auf drei Seiten des Sockels „in goldenen Buchstaben“ (ebd.) verkünden die Baumaßnahmen des Kaisers (*instauratas vias*) und die Förderung des Handels (*ampliata mercimonia*). Der Kaiser wird unmissverständlich in göttliche Nähe gerückt, wenn er aufgrund seiner Wundertaten (*prodigia*) bzw. durch seine persönliche Anwesenheit (*praesens*) und durch seine göttliche Majestät (*majestatis suae numine*) das Herzogtum Krain beglückt hat. Die Präsenz des Kaisers, dessen *clementia* auf der zweiten Seite gerühmt wird, war zugleich Anlass für die Errichtung dieses Denkmals, das bezeichnenderweise als *gloriae colossum* apostrophiert wird, womit abermals das quasigöttliche Wirken des Kaisers unterstrichen wird.<sup>37</sup>

Auf der zweiten Seite (Text 5b) wird, nach einer Apostrophe an den Wanderer (*hic cerne viator*), mit der er auf die Landesgrenze aufmerksam gemacht werden soll, die Rückreise des Kaisers erwähnt, ehe die dritte Seite (die vierte war wegen ihrer der Straße abgewandten Seite für eine Beschriftung weniger geeignet) die Namen der für den Straßenbau verantwortlichen Personen nennt.

Beide Inschriften spiegeln Karls Straßenbaupolitik wider, die wenige Jahre später in der Errichtung der (ganz nach antiker Tradition benannten) *Via Carolina* im heutigen Kroatien gip-

<sup>32</sup> Vgl. „commeantium periclitante populo... hanc viam explicuit“.

<sup>33</sup> Helmedach 70 (und sein Kapitel „Der Straßenbau im Dienste der Staatsidee“, ebd. 70-72).

<sup>34</sup> Zum *fama*-Motiv vgl. auch die Personifikation derselben etwa auf dem Deckengemälde des Prunksaales in der Österr. Nationalbibliothek, das die Apotheose Karls VI. zum Thema hat (Dehio-Handbuch Wien, I. Bezirk – Innere Stadt, Horn-Wien 2003, 436); zum Motiv der Fama siehe auch Matsche 322 sowie das Register bei Matsche S. v. Fama und Posaune.

<sup>35</sup> Dazu Helmedach 71 mit Verweis auf Keyßlers Reisebericht (siehe die folgende Anm.).

<sup>36</sup> Keyßler 871f.; Helmedach 339. – Es konnte nicht eruiert werden, ob dieses Objekt noch existiert.

<sup>37</sup> Der Begriff *colossum* bezeichnet wörtlich ein „Bildwerk in Riesengröße“ (Klotz S. v.) und nimmt Bezug entweder auf den Koloss von Rhodos oder denjenigen Neros in Rom. – Der Jesuit A. Höller bezeichnet die 1732 errichtete Josephssäule in Wien als *colossum* (zit. bei Matsche 386f.).

felte, des „mutigste[n] und erstaunlichste[n] Straßenprojekts der Zeit Karls VI.“<sup>38</sup> Bei Höller werden die Straßenbauprojekte Karls in einem Atemzug mit der Via Appia und der Via Traiana genannt, weshalb jede Straße, die *per Austriacas ditiones* führt, als *Via Carolina* bezeichnet werden soll.<sup>39</sup>

### Itinerantium commodo: Ein Straßendenkmal in Landeck

Hinsichtlich seiner äußeren Maße wesentlich bescheidener als das Carolus-Denkmal am Semmering fiel das unter Karls Tochter Maria Theresia errichtete Straßendenkmal am Beginn der Reschenstraße aus (**Text 6**). Es nimmt Bezug auf die Neutrassierung dieses Straßenabschnittes im Jahre 1776. Da auf die Zeitumstände seiner Entstehung bereits in früheren Publikationen eingegangen wurde,<sup>40</sup> mag es genügen, hier auf einige sprachliche Besonderheiten hinzuweisen. Der Text nennt zunächst den eigentlichen Anlass für die Neutrassierung, nämlich das Hochwasser im Jahre 1772, dem sowohl die alte Straße als auch mehrere Brücken zum Opfer fielen. Der Neubau brachte vor allem eine – nur indirekt zum Ausdruck gebrachte – sicherere Trassenführung (sie wurde aus dem Felsen herausgesprengt; *excissis rupibus*) sowie eine Verkürzung der Reisezeit (*brevior*) mit sich – ein Motiv, das auch schon in einem Lobgedicht des frühkaiserzeitlichen Dichters Statius auf die Via Domitiana vorkommt.<sup>41</sup> Der Gedanke, das *commodum itinerantium* zu fördern, war seit Karls VI. Baupolitik ein stehendes Motiv auf Inschriften.<sup>42</sup>

In reizvoller Weise werden in der Landecker Inschrift antike sprachliche Versatzstücke mit panegyrischen Elementen verknüpft: So wird der Begriff *auspiciis* bereits im heutigen Sinn als „unter den Auspizien“ gebraucht; die ursprüngliche Bedeutung „der Vogelschau entsprechend“ ist hingegen völlig verblasst. Kaiserin Maria Theresia – die sowohl in Urkunden als auch auf Inschriften sehr häufig als *Augusta* bezeichnet wird, was Rückschlüsse auf ihr Selbstverständnis zulässt – wird mit den antiken Epitheta *P(ia) F(elix)* in die Tradition römischer Kaiser gestellt. Aber auch weitere Titulaturen erscheinen teils in antikem, teils in neulateinischem Gewande, so etwa der *patritius* Josef Laicharding<sup>43</sup> (lediglich die Schreibweise mit -t- ist nachantisch), der das Amt eines Gubernialrats (*supr[emae] curiae a consiliis*) bekleidete, oder der Straßeninspektor (*viarum praefectus*) Edmund Hirn.<sup>44</sup>

Bemerkenswert ist der Hinweis auf technische Daten der Straße, der sich entlegener Vokabel bedient, wie etwa *centupondiis*<sup>45</sup> oder *pulvis pyrius*<sup>46</sup>. Das Wort *pyrius* ist antik nicht nach-

<sup>38</sup> Gröger 167; ausführlich dazu Helmedach 120-127 und Matsche 411.

<sup>39</sup> Höller 45: Dignus profecto, ut quemadmodum olim Romanorum Caesarum nomine Viae jam Trajanae, jam Appiae etc. hodie omnis per Austriacas ditiones via Carolina dicatur.

<sup>40</sup> Vgl. Zobl 16f. sowie Thöni 50ff. (jeweils mit Text und Übersetzung); Thöni bietet auch sprachliche Anmerkungen.

<sup>41</sup> Stat. silv. 4,3,36f.: „at nunc.../ horarum via facta vix duarum.“

<sup>42</sup> Matsche 410 zitiert den Jesuiten A. Höller, der auf einige Inschriften an karolinischen Straßen verweist, an deren Schluss es formelhaft heißt: „in summum publici bonum ac commodum“.

<sup>43</sup> Vgl. die kurze Notiz bei Wurzbach 14 (1865) 1.

<sup>44</sup> Vgl. J. H. Zedlers Großes Universallexicon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 48 (1746; Nachdruck Graz 1997) S. v. viarum curator oder praefectus. – Zur Person Edmund Hirns vgl. Imster Bezirksblatt Nr. 12, 10. Juni 1976, 24f. (für den Hinweis danke ich Roland Sila, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, herzlich).

<sup>45</sup> Dazu Thöni 51; das Wort selbst ist bereits allateinisch (siehe Klotz S. v.).

<sup>46</sup> Der Begriff belegt etwa bei F. Pomay, Cornucopiae sive: Magnum dictionarium regium Latino-Germanicum..., Augustae Vindelicorum [Augsburg] 1735 S. v. pyrius.

weisbar, lässt sich aber leicht auf ein (allerdings äußerst selten belegtes) griechisches *πύριος*<sup>47</sup> zurückführen. Im Neulateinischen findet sich der Begriff *pyr(o-)* etwa auch in Zusammenhang mit der Erfindung des Dampfschiffs.<sup>48</sup>

Nicht geklärt ist hingegen das Wort *BIELVAT*, das jedoch am Original einwandfrei zu lesen ist. Möglicherweise liegt hier eine Verschreibung für ein abgekürztes *BIENN(ium)* vor, das der Steinmetz von der handschriftlichen Vorlage nicht richtig abgeschrieben haben könnte. Eine Zeitangabe würde jedenfalls gut in den Zusammenhang passen.<sup>49</sup> Auszuschließen ist jedenfalls ein Name, werden doch die beteiligten Personen erst in der Folge, und zwar im Anschluss an die eigentliche Bauherrin Maria Theresia genannt.

### Viis patefactis: Ein Meilenstein auf einem Kaiserdenkmal in der Hofburg

Eine außergewöhnliche Form der Rezeption antiker Meilensteine findet sich am 1846 errichteten Denkmal für Kaiser Franz I. (II.) im großen Innenhof der Wiener Hofburg („In der Burg“).<sup>50</sup> Die Statue des Kaisers in der Toga<sup>51</sup> steht auf einem oktogonalen Sockel, deren Felder Reliefdarstellungen zieren, die auf Franz' Regierungstätigkeit Bezug nehmen. Unter dem Motto „Amorem meum populis meis“ – „Meine Liebe meinen Völkern“, das dem kaiserlichen Testament entnommen worden war<sup>52</sup>, sind die einzelnen Maßnahmen zu verstehen, die allesamt einen Antikebezug aufweisen.<sup>53</sup> In unserem Zusammenhang ist die Darstellung der Förderung des Handels von Interesse: Das Relief zeigt einen bärtigen Mann mit einem palliumartigen Gewand; links von ihm gestapelte Waren, rechts von ihm eine Inschrift auf einem durch die Krümmung als Meilenstein identifizierbaren Objekt. Der Text nimmt Bezug auf das Ende des Krieges (gegen Frankreich), den Ausbau der Straßen und die Befreiung der Häfen Triest und Venedig von Hafenzöllen. Er steht somit ganz in der Tradition antiker Meilensteininschriften wie auch derjenigen Inschriften, die die Straßenbauten Karls VI. zieren.

Hinsichtlich der Wortwahl ist *patefactis* bemerkenswert, kommt es doch auf Inschriften nur ganz selten und lediglich auf einem einzigen römischen Meilenstein vor: Dabei handelt es sich um einen im 16. Jahrhundert in Rabland im Vinschgau entdeckten Meilenstein, auf dem die wichtige Nord-Süd-Verbindung der *Via Claudia Augusta* genannt wird. Möglich, wenn auch nicht beweisbar ist, dass der Verfasser der Inschrift, der Dichter Felice Bellotti (1786-1858) über Josef Arneth (1791-1863), den Direktor des k. k. Münz- und Antikenkabinetts, diesen Stein kennengelernt hat. Arneth befasste sich intensiv mit dem bereits weiter oben erwähnten Tiroler Historiker Roschmann und veröffentlichte Teile seiner *Inscriptiones*.<sup>54</sup> Darin erwähnt er auch einen seit dem 16. Jahrhundert bekannten Meilenstein aus Rabland bei Meran, auf dem die *Via Claudia Augusta* namentlich genannt wird.<sup>55</sup> Auch wenn dort von

<sup>47</sup> H. G. Liddell – R. Scott – H. St. Jones, A Greek-English Lexicon, Oxford 1968 S. v.

<sup>48</sup> Vgl. dazu wieder Thöni 51. – Auf dem Denkmal für Josef Ressel vor der Technischen Universität in Wien wird die Schiffschraube als „rotam cochlidem pyroscaphis provehendis“ bezeichnet (vgl. Janecek 51 [Nr. 98]).

<sup>49</sup> Mit „zwei Jahre“ übersetzt es jedenfalls M. Rupert (Tiroler Landesarchiv), zitiert bei Zobl 16 und Thöni 52.

<sup>50</sup> Näheres bei Janecek 17 (Nr. 29) und 77; Böhm 84f.

<sup>51</sup> Vgl. Smolak 44.

<sup>52</sup> Näheres dazu bei Janecek 77.

<sup>53</sup> Böhm 83-86.

<sup>54</sup> Huber 456.

<sup>55</sup> Corpus inscriptionum Latinarum Bd. V/2, Nr. 8003 mit ausführlichen Hinweisen zur Forschungsgeschichte.

der kriegerischen Erschließung der Alpen (*Alpibus bello patefactis*) die Rede ist, so ist doch die Intention dieselbe: Hier wie dort sollte der Weg über die Alpen eröffnet werden. (Text 7)

### Recta sequi: Die Inschrift auf Österreichs ältestem Eisenbahntunnel

Im 19. Jahrhundert eröffneten sich mit der Eisenbahn – lat. *via ferrea* (Helfer?) – im buchstäblichen Sinn völlig neue Verkehrswege. Bemerkenswerterweise nahm auch sie in architektonischer Hinsicht auf die Antike Bezug, wie in der Folge zu zeigen sein wird. Dazu gehört u. a. die Errichtung von Tunnels, die zu einem konstituierenden Element der Eisenbahnarchitektur wurde. Kurze Tunnels wurden bereits in der römischen Antike gelegentlich im Straßenbau eingesetzt.<sup>56</sup> Zu den bekanntesten Beispielen gehören der vespasianische Straßentunnel am Passo di Furlo (Italien) und derjenige bei Pierre Pertuis im Schweizer Jura. An beiden Bauwerken wurden Inschriften angebracht, die den Auftraggeber bzw. Bauherren nennen.<sup>57</sup>

Der vermutlich älteste Straßentunnel in Österreich war jener am Loiblpass aus dem 16. Jahrhundert.<sup>58</sup> Anlässlich des Ausbaues der Loiblpassstraße unter Karl VI. wurde der zu schmale Tunnel gesprengt und durch einen Einschnitt ersetzt.<sup>59</sup> Ob er auch eine Bauinschrift aufwies, konnte nicht geklärt werden.

Einer der ältesten erhaltenen Tunnelbauten im heutigen Österreich dürfte der sogenannte Urteilstein-Tunnel am Eingang des Helenentals westlich von Baden bei Wien sein. Einer an der Felswand angebrachten in Deutsch verfassten Inschrift zufolge wurde er zwischen dem 18. April 1826 und dem 31. März 1827 errichtet.<sup>60</sup> Der Tunnel bietet bis heute ein „rohes“ Erscheinungsbild, d. h. er wurde einfach aus dem Felsen herausgehauen und weist noch nicht die für spätere Tunnels typische Portalform auf. Über dem östlichen Portal findet sich in vergoldeten Lettern der *Ablativus absolutus* IMPERANTE FRANCISCO I. Diese kürzestmögliche Nennung des Bauherrn wird uns später in ähnlicher Form auf mehreren Eisenbahn-Tunnelportalen begegnen.

Über die Entstehung des ältesten österreichischen Eisenbahntunnels bei Gumpoldskirchen, im Volksmund auch „Busserl-Tunnel“ genannt<sup>61</sup>, an der einstigen Wien-Gloggnitzer Bahn (der heutigen Südbahn) gibt es inzwischen gesicherte Forschungsergebnisse, vor allem hinsichtlich der Frage nach seiner ökonomischen Sinnhaftigkeit.<sup>62</sup> Über diese hinaus erfüllte der Tunnel bei Gumpoldskirchen die Funktion einer Art Triumphpforte für seinen Erbauer Mathias von Schönerer (1807-1881)<sup>63</sup>, trägt er doch über dem antikisierenden Nordportal in kapitalen Lettern die viel sagende Inschrift „Recta sequi“ – „der Gerade folgen“ oder „dem Richtigen“ bzw. „dem Recht folgen“<sup>64</sup> und über dem Südportal die Jahreszahl MDCCCXLI.

<sup>56</sup> Allgemein dazu Grewe 124-135.

<sup>57</sup> Ebd. 129-134 (Passo die Furlo) bzw. 14f. (Pierr Pertuisse), jeweils mit Abbildungen.

<sup>58</sup> Siehe Gröger 167; Helmedach 82f.

<sup>59</sup> Ebd. 167.

<sup>60</sup> Vgl. den kurzen Bericht: Hundert Jahre „Durchbruch“, Badener Zeitung Nr. 33 (24. April 1926), S.3.

<sup>61</sup> H. Möcker, Züge (wie) auf dem Schachbrett, Österreich in Geschichte und Literatur 43 (1999) 317-392, hier: 322.

<sup>62</sup> Der Tunnel war billiger als ein offener Einschnitt (Kos 195); ausführlich dazu Dinshobl 2008, 200ff.

<sup>63</sup> Smolak 45 spricht von der „monumentalen Repräsentation des ‚wohlthätigen‘ Souveräns“.

<sup>64</sup> Smolak ebd. übersetzt: „den geraden Weg nehmen“.

Schon früh inspirierte der Tunnel die Phantasie berühmter und weniger berühmter Reisender auf dieser Strecke.<sup>65</sup> Dies spiegelt sich auch in Johann Nestroys 1844 entstandenem Stück „Eisenbahnheiraten“ wider, wenn hier der Tunnel als „was Außerordentliches“ apostrophiert wird: „Ein Tunnel, wo einer notwendig is, das is nix, was sein muß, muß halt sein, aber da hab'n sie mühsam vier Schuh' Weingartengrund auf einen Schwibbogen aufg'schottert, um nur unterirdisch fahren zu können, das ist a Riesenwerk.“<sup>66</sup> Dieses Statement spiegelt gut die volkstümliche Ansicht wider, für eine „richtige“ Eisenbahn sei eben auch ein Tunnel notwendig, obwohl es damals in Europa doch erst ganz wenige Eisenbahnen und praktisch keine Gebirgsbahnen mit Tunnels gab.

Das Motto „Recta sequi“ illustriert hervorragend die Idee einer fast schnurgeraden Eisenbahn, die sich letztlich auf die geradlinigen Chausseen des 18. Jahrhunderts zurückführen lässt<sup>67</sup> und die bis heute hohe Geschwindigkeiten zulässt, von denen man in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht einmal träumen konnte.<sup>68</sup> Im Jahre 1846 erhielt Schönerer einen Ehrenpokal mit der Darstellung von Fama, Minerva und Merkur – alle drei sind Gottheiten, die mit Technik, Verkehr und Geschwindigkeit assoziiert werden – und einem Wappen, das ein geflügeltes Rad und Schönerers Devise „Recta sequi“ aufweist.<sup>69</sup> Diese erinnert zudem an den Wahlspruch des Kaisers Franz: „Recta tueri“ – „das Recht schützen“. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass „Recta sequi“ die Anfangsworte eines neulateinischen Epigramms von John Underhill sind, das freilich *recta* unter einem rein moralischen Aspekt versteht (Text 8).<sup>70</sup>

Damit ist der Antikebezug der Eisenbahn, die im 19. Jahrhundert ja als Inbegriff des Fortschritts galt, aber noch nicht erschöpft. Anlässlich der Eröffnung der Eisenbahn Wien-Brünn im Jahre 1839 wurde eine Gedenkmünze geprägt, die den lateinischen Text „Vim quis te neat, iungit initio finem“ (frei übersetzt: „Wer die Kraft hat, schafft es bis zum Ende.“) aufweist. Deutlicher als mit dieser Sentenz ließen sich Fortschrittsglaube und Zielstrebigkeit beim Eisenbahnbau, der gerade in den ersten Jahren mit großen Schwierigkeiten kämpfen musste, kaum zum Ausdruck bringen.<sup>71</sup> Die Inschrift auf dem Medaillon umrahmt eine der ersten Dampflokomotiven Österreichs namens *Saturn*. Die Verwendung antiker Namen für Lokomotiven war in dieser Zeit weit verbreitet: Neben der *Saturn* sind hier die *Patria* oder die *Licaon* und deren Schwestermaschinen *Odysseus*, *Kreon* oder *Pyrrhos* zu nennen.<sup>72</sup> Am bekanntesten ist davon bis heute die aus den Vereinigten Staaten von Amerika importierte *Philadelphia* (Baujahr 1837), an die nicht nur die Wiener U-Bahnstation „Philadelphiabrücke“

<sup>65</sup> So etwa A. Schnitzler (Autobiographie; zit. bei Kos 195).

<sup>66</sup> J. Nestroy, „Eisenbahnheiraten“, in: Gesammelte Werke Bd. 4 (Buchgemeinschaft Donauland), Wien o. J. 293.

<sup>67</sup> Vgl. dazu Gröger 163, Anm. 4: „Chausseen waren Straßen mit fester Fahrbahndecke, die selten entlang der alten gewachsenen Wegstrecken verliefen, sondern geradlinig angelegt wurden.“

<sup>68</sup> Dinshobl 2008, 202 weist auf Schönerers Festhalten am englischen Trassierungssystem hin, dessen Prinzip er hier inschriftlich verewigt hat.

<sup>69</sup> Wurzbach 31 (1876) 147ff.

<sup>70</sup> Es findet sich unter den Praeliminaria zu John Case, *Speculum Moralium Quaestionum* (1585), zitiert in: The Philological Museum (University of Birmingham; <http://www.philological.bham.ac.uk/>, 30. 1. 2012).

<sup>71</sup> Abb. und Text bei Strach 158 mit Abb. 160.

<sup>72</sup> Das Buch der Bahn (hg. von der Österr. Verkehrswerbung), 150 Jahre Eisenbahn in Österreich, Wien 1987, 110.

erinnert, sondern auch ein Mosaik an einem Haus in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs.<sup>73</sup> Die Rezeptionsgeschichte dieses ursprünglich kleinasiatischen Städtenamens (eine Gründung Attalos' II. mit dem Beinamen Philadelphos) ist ein eindrucksvolles Beispiel für das „Wandern“ von Namen aus der Alten in die Neue Welt und zurück.<sup>74</sup>

### ...Adriaticum Germanico iunxit mare: Ghegas verschwundene Inschrift am Semmering-Scheiteltunnel

Karl Ritter von Ghega, der bedeutendste Eisenbahnkonstrukteur des alten Österreich, entschied sich bei der Semmeringbahn stilistisch nach anfänglichen Zweifeln für eine „einheitliche stilistische [...] Linie im Charakter des Klassizismus nach Vorbildern der römischen Antike.“<sup>75</sup> Dass Eisenbahnviadukte schon zuvor als „römisch“ empfunden wurden und mit antiker Monumentalarchitektur in Verbindung gebracht wurden, zeigt eine Notiz des ungarischen Staatsmannes Istvan Széchenyi (1791-1860) über den 1845-47 in Ziegelmauerwerk errichteten Mattersburger Viadukt, einen der ältesten im heutigen Österreich: „Colossal römisches Werk!“<sup>76</sup> In dem Gedicht „Semmeringfahrt“ von Ludwig August Frankl (1856)<sup>77</sup> ist von den „titanenhaften“ Brücken der Bahn die Rede; diese übertreffe sogar den „rhodischen Koloss“, also immerhin eines der Sieben Weltwunder, „hundertfach“, und erst recht die bloß für Mumien errichteten Pyramiden, wohingegen hier etwas für die Lebenden getan worden sei.<sup>78</sup>

Am Scheiteltunnel der Semmeringbahn befand sich bis zum Um- und Neubau desselben in den Jahren 1949-1952 eine Inschrift (**Text 9**), in der auf die Völker verbindende Rolle der Eisenbahn Bezug genommen wird. Nach Günter Dinhobl war der zweigeteilte Text auf je einer Marmortafel eingemeißelt, die sich über dem monumentalen Nord- bzw. über dem Süd-Portal befand.<sup>79</sup> Es ist auffällig, dass der Inschriftentext zwar sehr häufig in der Literatur zitiert wird, dass sich davon aber keinerlei Abbildung, geschweige denn das Original erhalten zu haben scheint.<sup>80</sup> Laut Dinhobl wurden die beiden Tafeln nach Abschluss der Tunnelreno-

<sup>73</sup> Zur Geschichte der Lokomotive „Philadelphia“ vgl. Kos 196; H. Chmelar, 150 Jahre Eisenbahn in Burgenland (Katalog der Landes-Sonderausstellung), Eisenstadt 1997, 142.

<sup>74</sup> Vgl. dazu [www.wikipedia.de](http://www.wikipedia.de) S. v. Philadelphia (11. 1. 2012).

<sup>75</sup> Kos 218: für den Scheiteltunnel gab es drei Portalvarianten („im römischen / gothischen / englischen Stile“).

<sup>76</sup> M. Kubinszky, Der Bau der Ödenburg-Wiener Neustädter Eisenbahn, in: H. Chmelar (Hg.), 150 Jahre Eisenbahn in Burgenland (Katalog der Landes-Sonderausstellung), Eisenstadt 1997, 18. – Speziell zum Mattersburger (bzw. -dorfer) Viadukt ebd. 24-29.

<sup>77</sup> NÖ Landesbibliothek; Mappe Aquarelle, Semmering III, 6.963, Blatt 6.

<sup>78</sup> Dieses Motiv könnte auf Sextus Julius Frontinus zurückgehen, der die Sinnhaftigkeit der ägyptischen Pyramiden angesichts der römischen Wasserleitungsbauten in Zweifel zog.

<sup>79</sup> Dinhobl 2003, 92. – Der ebd. zitierte K. Ronniger, Försters Touristenführer in Wiens Umgebung, Wien 1914 (17. Aufl.), 189, spricht von einer (!) Inschrift über dem (!) Tunnelportal. Der Text lautet bei ihm abweichend: „Hominum rerumque commercio Adriaticum Germanico iunxit mare Franciscus Josephus 1854.“

<sup>80</sup> Entsprechende Recherchen im Bildarchiv der Österr. Nationalbibliothek, in der NÖ und Stmk. Landesbibliothek, im Eisenbahnmuseum Müzzuschlag sowie im Photoarchiv des Bundesdenkmalamtes blieben ergebnislos. – Bei W. Haider-Berky, 125 Jahre Semmering-Bahn / 250 Jahre Semmeringstraße, Wr. Neustadt 1979, wird auf Seite 38 die Inschrift sogar als bestehend (1979) bezeichnet! Anders CS. Székely-M. Tuschel, Einmal Semmering und retour. Bahnplaudereien, Wien 1984, 205: die Inschrift sei „sang- und klanglos“ verschwunden. – Kein Vermerk über ein allfälliges Verschwinden bei A. A. Klein, Von den Anfängen des Eisenbahnbaus in Österreich, Zeitschrift des Histor. Vereins für Steiermark 55 (1964) 3-21 (die Inschrift samt Übersetzung ebd. zitiert 17).

vierung „nicht wieder angebracht.“<sup>81</sup> Der Text findet sich übrigens wortwörtlich auch auf einer Medaille, die anlässlich der Eröffnung der Bahn geprägt wurde (**Text 9a**).<sup>82</sup>

Der Völker verbindende Charakter der Bahn ist ein Motiv, das nicht nur in dem oben erwähnten Gedicht von Frankl vorkommt<sup>83</sup>, sondern auch auf einer der schönsten Tunnelinschriften überhaupt zu finden ist. Auch wenn sich diese weit außerhalb des (alt)österreichischen Gebietes befindet, sei sie der Vollständigkeit halber zitiert. Es handelt sich um den Tunnel du Fréjus bei Bardonecchia (Provinz Turin), der 1857 durch Luigi de Ambrois initiiert, aber erst 1870 vollendet und am 17. September 1871 feierlich eröffnet wurde.<sup>84</sup> Die Inschrift entstand 1921 anlässlich des 50-Jahr-Jubiläums (**Text 10**). Sie enthält einerseits die Idee der Überwindung des Nationalismus zwischen den beiden rivalisierenden „Töchtern“ Roms, Frankreich und Italien, und bringt andererseits (wie die Semmering-Inschrift) den Gedanken zum Ausdruck, weit entfernte Meere (in diesem Fall: Mittelmeer und Atlantik) zu verbinden.

### Francisco Josepho imperatore: Die Tauern- und die Karawankenbahn

Als letztes großes Bahnprojekt nach der Jahrhundertwende und vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstanden in Österreich die Tauern-, die Karawanken- und die Wocheinerbahn.<sup>85</sup> Die drei Scheiteltunnels haben einheitlich gestaltete Portale mit einem in der Mitte erhöhten Gesims. Dort befindet sich ein Relief einer von Eichenlaub gesäumten Kaiserkrone. Die Inschriften nennen jeweils FRANCISCO JOSEPHO I. IMP(eratore) mit unterschiedlichen Jahreszahlen: MCMV am Podbrdo-Tunnel der Wocheinerbahn, MCMVI am Karawankentunnel und MCMIX am Tauerntunnel. Die Inschrift am Tunnel der Wocheinerbahn dürfte allerdings nach dem Ersten Weltkrieg der *damnatio memoriae* verfallen sein, wie ein Lokalausweis des Verfassers im Jahre 1997 gezeigt hat.

### Per Austriacas ditones: Karl von Ghegas Grabinschrift<sup>86</sup>

Als Karl Ritter von Ghega im Jahre 1860 starb, war er eine weit über die Grenzen Österreichs bekannte Persönlichkeit. Ghega erhielt im Jahre 1887 ein Ehrengrab am Zentralfriedhof.<sup>87</sup>

Von der ehemaligen Grabstätte im aufgelassenen Währinger Friedhof blieb jedoch der Grabstein in einem eigens angelegten Denkmälerhain erhalten.<sup>88</sup> (**Text 11**)

Der Grabstein besteht aus einer glatten, sich nach oben verjüngenden schmucklosen Stele. Der Text selbst ist ein schönes Beispiel für eine klassizistische Grabinschrift, die sich fast aus-

<sup>81</sup> Dinhobl 2003, 110.

<sup>82</sup> Kos 226 (mit Abb.).

<sup>83</sup> 13. Strophe: „... verbindend Völker und versöhnend / heben des Wissens und Verkehrs Triumphe an.“

<sup>84</sup> Zur Entstehungsgeschichte siehe Zwanowetz 192f.

<sup>85</sup> Allgemein dazu Zwanowetz 197; zum Tauerntunnel siehe M. Wehdorn – U. Georgeacopol-Winischhofer – P. Roth, Baudenkmäler der Technik und Industrie in Österreich, Band 2, Wien 1991, 186f.

<sup>86</sup> Eine Photographie des Grabsteins bei A. Niel, Carl Ritter von Ghega. Ein Leben für die Eisenbahnen in Österreich, Wien 1977, 63.

<sup>87</sup> P. Mechtler, Karl Ritter von Ghega, Neue Österreichische Biographie ab 1815, I. Abt., IX. Bd. (Wien 1956) 63-72, beS. 71.

<sup>88</sup> Allgemein zu den Gräbern siehe H. Pemmer, Der Gräberhain im Währinger Park, Amtsblatt der Stadt Wien Jahrgang 54, Nr. 88 (2. Nov. 1949), 1-3.

schließlich antiker Wendungen bzw. klassizistischer Neubildungen bedient. Dem entspricht auch das völlige Fehlen christlicher Begriffe. Der christliche Glaube wird – sieht man von dem großen Kreuz über dem Text ab – durch das Wort *quieti* lediglich angedeutet, wohingegen *memoriae* auf paganen Grabsteinen gang und gäbe ist.

Die Inschrift stellt den *cursus honorum* Ghegas dar. Sein Vorname wird mit einem archaisierenden K geschrieben, danach folgt die Nennung seiner Heimat: *Venetiis* entspricht der bereits in der Antike belegten Pluralform für das Gebiet der Veneter, bezeichnet allerdings hier die Stadt Venedig; die Angabe *domo* für die Bezeichnung der Heimatstadt ist häufig auf römischen Soldatengrabsteinen anzutreffen.

Ghegas Bedeutung manifestiert sich nicht nur in der Bezeichnung *vir clarissimus*, die in der römischen Kaiserzeit einen „Angehörigen des Senatorenstandes“<sup>89</sup> bezeichnete, sondern auch in seinem kometenhaften Aufstieg zum Ministerialrat und Spitzenbeamten der Zentralkommission für Eisenbahnbauten (1852). Sein Dienstherr wird mit dem Titel *Caesar Augustus* in die Nähe der römischen Kaiser gerückt; allerdings stellt der Plural *ditiones* (in nachantiker Schreibweise statt *diciones*) einen Überbietungstopos gegenüber dem antik nur im Singular gebräuchlichen Wort dar.<sup>90</sup> Dieser Begriff erinnert zugleich an eine wortidentische Formulierung aus der weiter oben zitierten Schrift Anton Höllers über Karls VI. Bauprogramm.<sup>91</sup> Der griechische Begriff *σιδηροδρόμων* ist das neugriechische Wort für Eisenbahn, eine Lehnübersetzung aus dem Französischen<sup>92</sup>, das auch in seiner lateinischen Umschrift das griechische Omega der Genetiv-Plural-Form bewahrt hat.

Nur angedeutet, doch für den kundigen Leser klar verständlich, wird Ghegas technisches Hauptwerk, die Semmeringbahn, mit der Formulierung *arduus ingentium operum molitionibus*: sprachlich spiegelt sich in dem Begriff *arduus* sowohl das steile Gelände der Semmeringregion als auch die damit verbundenen Schwierigkeiten wider, die mit den gewaltigen Bauarbeiten (*molitionibus*) verbunden waren.

Es folgt ein Lob der Tugenden *scientia atque alacritate*, womit vielleicht auf die rasche Arbeitsweise Ghegas – er hatte bereits mit 17 Jahren das Mathematikstudium an der Universität Padua mit dem Doktorat abgeschlossen<sup>93</sup> – angespielt werden soll. Daran schließt die Erwähnung in- und ausländischer Ehrungen an (*domi forisque honoribus*). Die Grausamkeit des Todes (euphemistisch mit *fatum* umschrieben) wird nicht nur durch die Epitheta *citum* und *inopine* unterstrichen, sondern erhält mit der Interjektion *heu* auch eine emotionale Komponente.

Ebenfalls in antiker Form wird das Datum genannt (*prid[ie] Id[us] Mart[ias]*). Das Trikolon *sorores – viri – filii*, dem ein weiteres Trikolon *fratri – leviro – avunculo* gegenübergestellt wird, runden diesen sehr persönlich gehaltenen Schlussteil der Inschrift ab.

<sup>89</sup> Zu Geschichte dieses Begriffs vgl. Neuer Pauly 12/2 (2002) 241 S. v.

<sup>90</sup> Vgl. den Kommentar bei Klotz S. v.

<sup>91</sup> Höller 45.

<sup>92</sup> Vgl. Γ. Μπαμπινιώτης, *Λεξικό της νέας ελληνικής γλώσσας (...)*, Αθήνα 2002 S. v.: demnach lässt sich das Wort erstmals 1833 nachweisen.

<sup>93</sup> www.wikipedia.org S. v. Carl von Ghega (16. 2. 2012).

## Nachwort

Die Entstehung dieser Untersuchung geht auf das Jahr 1996 zurück, als in ganz Österreich das Projekt „Latein auf Stein“ lief. Dr. Wolfgang J. Pietsch (Graz), der Initiator dieses Projektes, gab mir damals wertvolle Anregungen und öffnete mir buchstäblich die Augen für diese nur wenig beachtete Inschriftengattung. So verdanke ich ihm den Hinweis über die einstige Inschrift am Semmering-Scheiteltunnel und am Busserl-Tunnel. Danach ruhte das Projekt lange Zeit. Erst im Herbst 2011 befasste ich mich damit wieder, als ich einen Vortrag über lateinische Inschriften in (Alt-)Österreich für die Tagung der niederösterreichischen Lateinlehrer in Mautern an der Donau vorbereitete. Dies brachte mich auf den Gedanken, das Material zu veröffentlichen.<sup>94</sup>

Die Beschäftigung mit Inschriften erlebe ich in der Schule als sehr bereichernd, da es hier immer wieder „unerwartete Begegnungen“<sup>95</sup> gibt – Begegnungen, durch die sich den Schülern die Allgegenwart der lateinischen Sprache und der antiken Kultur landauf, landab, *per Austriacas ditiones* eben, auf anschauliche Weise vermitteln lässt.



Straßenmonument in Landeck,  
S. 22 und S. 33,  
Foto: Felix Thöni

<sup>94</sup> An dieser Stelle möchte ich meinem Kollegen Franz Jeitler für das Korrigieren des Textes herzlich danken!

<sup>95</sup> So der Titel einer kleinen Monographie von K. Smolak (*Unerwartete Begegnungen. „Antikes“ in Wien und Umgebung*, Wien 1992).

## Anhang: Texte und Übersetzungen

### Text 1: Aus den Tagebüchern des Paolo Santonino:<sup>96</sup>

Die sabati prima Octobris 1485 recessit ex hospicio Timavi et ascendit per Montem Crucis, qui mons est in ascensu milia 5 et in descensu totidem difficillimus, acclivis et petrosus, ac quodammodo hominibus et equis inivus, in quo monte reperitur epitaphium in petra montis excisum et vetustate exesum, adeo ut legi non possit.

Ü: Am Samstag, dem 1. Oktober 1485, verließ er [Bischof Pietro] seine Herberge in Timau [am Fuße des Plöckenpasses] und stieg den Plöckenpass hinauf. Der Aufstieg beträgt fünf Meilen, ebensoviel der Abstieg, der äußerst schwierig, steil und felsig ist und für Menschen und Pferde nahezu ungangbar. Oben auf dem Pass befindet sich eine Inschrift, die aus dem Felsen herausgemeißelt und vom Alter so zerstört ist, dass sie unleserlich geworden ist.

### Text 2: Weiheinschrift am Plöckenpass für Jupiter, die Trivien und Quadrivien sowie für alle Götter (3. Jh. n. Chr.):

lovi Optimo Maximo / Triviisque Quadriviis ceterisque dibus / aram cum signo sollemne votum dicavit / Hermia succesor operis aeterni et / titulum immanem montem Alpinum / ingentem litteris inscripsit. Quot [= Quod] saipe / inivium, commeantium periclitante / populo ad pontem, transitum non / placuit curare, Tito Attio Braetiano / quaestore eorum viro ornato viam novam / demonstrante Hermia multum ani/mis fidens operisque paratus una/nimes omnes hanc viam explicuit.

Ü: Für den besten und größten Jupiter, die Trivien und Quadrivien [= Schutzgöttinnen der Wege und Wegkreuzungen] und die übrigen Götter weihte den Altar mit einem Standbild als feierliches Gelübde Hermia, der Unternehmer dieses ewigen Bauwerks, und ließ diese Inschrift in großen Lettern an einem schauerlichen Alpenberg anbringen.

Weil man es nicht für gut befand, den oft unwegsamen Übergang, der für die Reisenden <besonders> bei der Brücke eine Gefahr bedeutete, <weiterhin> zu erhalten, hat Hermia aufgrund der Projektierung einer neuen Trasse durch ihren<sup>97</sup> Quästor Titus Attius Braetianus, einen angesehenen Mann, mit großer Zuversicht und tatkräftig unter allgemeiner Zustimmung diese <neue> Straße ausbauen lassen.

### Text 3: Die Inschrift am Kniepass bei Lofer (1614):

MARCVS SITICVS  
EX COMITIBVS IN ALTAEMPS  
ARCHIEP(iscop)VS SALISBVRG(ensis) ET PRINCEPS  
VIAM HANC AD PERPETVAM FIRMITATEM  
PVBLICAE COMODITATI E DVRISSIMO  
SILICE APERVIT  
ANNO D(omi)NI ET PRAESVLATVS II  
MDCXIII

Ü: Marcus Sitticus Graf von Hohenems, Fürsterzbischof von Salzburg, ließ diese Straße zu ewiger Festigkeit und zum öffentlichen Nutzen aus sehr hartem Gestein erschließen. Im Jahr des Herrn 1614, dem zweiten seines Episkopats.

<sup>96</sup> Vale 123.

<sup>97</sup> Gemeint ist: der Stadt Iulium Carnicum, heute Zuglio.

### Text 4a: Das Denkmal auf der Semmering-Passhöhe (1728):<sup>98</sup>

CAROLO. VI. AUSTRIO. CAESARI. AUGUSTO.  
QUOD. PHILIP(pi). COM(itis). A. SINZENDORFF. SUPREMI. AB. INTIM(is). AUL(ae). CANCELLIS.  
MINISTRI. INDEFESSA. DIRECTIONIS. VIGILANTIA.  
SUB. AMBORUM. PER. STIRIAM. PROVINCIAM. PRAETORUM.  
ERNESTI. COM(itis). AB. HERBERSTEIN. FESTINA. EXECUTIONIS. INDUSTRIA.  
SIGISMUNDI. COM(itis). A. WAGENSPERG. AEMULA. OPERIS. PERFECTIO.  
LAPIDEUM. AVERUNCATO. COMERCIO. ADITUM. AD. MARIS. ADRIATICI. LITTORA.  
AERE. PUBLICO. IN. DELICIAS. USQUE. APERUERIT.  
INTERIORIS. AUSTRIAE. STATUS.  
GRATUM. FELICIS. OBSEQUII. MONUMENTUM. IN. APICE. MONTIS. POSUERE. UT.  
VIATORE. DE. EFFOSSA. PRISCI. ITINERIS. SAEVITIA. CONTINUUM. IO. ACCLAMANTE.  
INDULGENTISSIMI. RESTAURATORIS. FAMA. EO. LONGINQUIUS. RESONARET.

(Auf dem Sockel) STATUS STYRIAE RENOVARUNT ANNO MDCCCVIII

Ü: Weil die unermüdliche Sorgfalt der Leitung des Obersthofkanzlers Graf Philipp von Sinzendorff, unter dem eifertigen Fleiß der Ausführung durch Graf Ernst von Herberstein und der ebenso raschen Ausführung des Werkes durch Graf Sigmund von Wagensperg, die beiden Statthalter des Landes Steiermark, einen steinernen Zugang für den abgekommenen Handel zu den Gestaden des adriatischen Meeres mit öffentlichem Gelde zur dauerhaften Freude eröffneten, haben die Stände von Innerösterreich für den österreichischen Kaiser Karl VI. dankbar ein Monument des glücklichen Gehorsams auf der Passhöhe errichtet, damit, wenn der Wanderer über die <nunmehr> beseitigte Wildheit des alten Weges ständig frohlockt, der Ruhm des allergnädigsten Wiederherstellers umso länger ertöne.

(Auf dem Sockel) Die Stände der Steiermark ließen es [das Denkmal] im Jahre 1808 renovieren.

### Text 4b: Anton Höller, Beschreibung der Semmeringstraße (1733):

Altera non minus celebris et prope prodigiosa per montem Semering [sic] ad Neostadium, qui Austriam a Styria dividit. Incredibile visum id omnibus, ut mons admodum arduus et qui sine novis equorum suppetiis conscendi hactenus non poterat, facilis adeo mollisque redderetur. Incredibile id magis, ut brevi admodum, 48 scilicet dierum spatio usibus adeo commodis adaptaretur.

Obstipuit Augustissimus ipse, cum 1728 via hac Graecium peteret, laudavitque Excell(entissimi) ac Illust(rissimi) D(omi)ni Philippi Com(itis) a Sinzendorff vigilantiam, operas una pulchro ordine per montis acclivia dispositas liberaliter remuneratus est. Ut operis hujus fama ad posteros perennet, in ponte et cacumine montis lapis positus, qui sequentia referunt:

Ü: Die andere<sup>99</sup> und nicht weniger berühmte und nahezu wunderbare <Straße führt> nach <Wiener> Neustadt über den Semmering, der die Steiermark von Niederösterreich trennt. Es schien allen unglaublich, dass ein so steiler Berg, der ohne die Unterstützung frischer Pferde bislang nicht erstiegen werden konnte, so leicht bewältigbar und sanft gemacht wurde. Das ist umso unglaublicher, als <die Straße> in dem sehr kurzen Zeitraum von 48 Tagen zu so bequemem Nutzen hergerichtet wurde. Der erhabenste Kaiser staunte selbst, als er 1728 auf dieser Straße nach Graz fuhr, und er lobte die Wachsamkeit des erhabensten und durchlauchtigsten Herrn Grafen Philipp von Sinzendorff, zugleich belohnte er die Arbeiten, die in schöner Ordnung über die Abhänge des Berges angeordnet sind,

<sup>98</sup> Eine fehlerhafte und verstümmelte Wiedergabe des Textes bei M. Schwarz, Denkmal auf der Paßhöhe des Semmerings, 1800/1810, in: W. Kos (Hg.), Die Eroberung der Landschaft. Semmering, Rax, Schneeberg. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung Schloß Gloggnitz 1992, Wien 1992, 135 sowie Abb.8/18 (S. 137) und Abb. auf S. 417.

<sup>99</sup> Die davor genannte Straße ist jene durch den Wienerwald.

reichlich. Damit der Ruhm dieses Werkes auch bei der Nachwelt andauere, wurde bei der Brücke und am Gipfel je ein Stein gesetzt, die Folgendes berichten.<sup>100</sup>

**Text 5a: Straßendenkmal am Trojanerpass (1728; auf der ersten Seite):<sup>101</sup>**

IMMORTALI MEMORIAE  
OB IMMORTALIA PRODIGIA  
CAROLI VI. CAESARIS AUG(usti) MAX(imi)  
CUM POST INSTAURATAS VIAS  
ATQUE AMPLIATA MERCIMONIA  
CARNIOLAE DUCATUM  
MAJESTATIS SUAE NUMINE  
PRAESENS BEASSET  
GLORIAE COLOSSUM EREXERUNT  
VENERABUNDI PROCERES  
A. MDCCXXXVIII.

Ü: Für das unsterbliche Andenken aufgrund der unsterblichen Wunderzeichen des größten Kaisers Karls VI. errichteten die ehrwürdigen Adligen diese Ehrensäule im Jahre 1728, als Karl nach der Wiederherstellung der Straßen und dem Ausbau des Handels das Herzogtum Krain durch das Walten seiner Majestät persönlich beglückt hatte.

**Text 5b: Straßendenkmal am Trojanerpass (auf der zweiten Seite):**

HIC CERNE VIATOR  
EXTREMOS DUCATUS CARNIOLAE FINES  
UBI POST INVISOS EJUS PENATES  
RECEDENTI CAROLO VI. CAES. MAX.  
POSTREMO ANIMOS SUOS SUBSTRARUNT  
ATQUE PATRIAM  
CAESAREAE CLEMENTIAE CONSIGNARUNT  
TANTAE REI MEMORIAM  
HOC ERECTO MONUMENTO  
AETERNITATI COMMENDARUNT  
FIDELISSIMI STATUS.

Ü: Sieh hier, Wandersmann, die äußersten Grenzen des Herzogtums Krain, wo die treuesten Stände dem größten Kaiser Karl VI. auf seiner Rückreise, nachdem er das Landesinnere besucht hatte, schließlich ihre Zuneigung darbrachten und das Vaterland der kaiserlichen Milde empfahlen. Die Erinnerung an ein so großes Ereignis weihten sie durch Errichtung dieses Denkmals der Ewigkeit.

<sup>100</sup> Es folgen die beiden Inschriften am Denkmal auf der Passhöhe und an der (nicht näher lokalisierbaren) Brücke, die heute nicht mehr erhalten ist.

<sup>101</sup> Die Beschreibung Keyßlers 871f. nennt als Anbringungsort der Inschriften die „erste“, die „andere“ und die „dritte“ Seite. – Auf die Wiedergabe der dritten Inschrift, die ausschließlich die Namen der für den Bau Verantwortlichen nennt, wurde hier verzichtet.

**Text 6: Straßendenkmal in Landeck (1776):**

VETERI VIA AQVARVM ERVPTIONE  
ANNO MDCCLXXII EVERSA  
PONTIBVS VII DISJECTIS  
HAEC NOVA ET BREVIOR ITINERANTIVM COMMODO  
EXCISSIS RVPIBVS APERTA  
PEDVM MDCCCLXXII SPATIO  
IMPENSIS FERRI CENTVPONDIIS  
CCCXXXVII.  
PVLVERIS PYRII PONDO CLII.  
OPERIS DIVRNI CC. PER BIELVAT (?)  
PERFECTA  
AVSPICIIS M. THERESIAE AVG. P. F.  
CVRA IOS(ephi) A(ndreae) LAICHARDING PATRIT(ii) TYR(olensis).  
SVPR(emae) CVRIAE A CONSILIIS  
OPERA EDMVNDI HIRN VIARVM PRAEF(ecti).  
ANNO MDCCLXXVI  
RES PRINCIPIS ET PROVIN CIAE  
SIMVL MODERANTE  
PRAESIDE IO(anne) GOTOFR(edo) COMITE AB HEISTER.

Ü: Nachdem die alte Straße durch ein Hochwasser im Jahre 1772 zerstört und sieben Brücken weggerissen worden waren, wurde diese neue und kürzere Straße im Interesse der Reisenden nach Wegsprengung der Felsen erschlossen. Für die 1872 Fuß lange Strecke wurden 337 Zentner Eisen und 152 Pfund Schießpulver aufgewendet. Die Straße wurde in 200 Tagschichten in zweijähriger (?) Bauzeit unter der Regierung der frommen und glücklichen Kaiserin Maria Theresia, unter der Amtsführung des Tiroler Patriziers und Gubernialrates Joseph Andreas Laicharding, unter der Leitung des Straßeninspektors Edmund Hirn und unter dem Statthalter und Landeshauptmann Johann Gottfried Graf von Heister im Jahre 1776 vollendet.

**Text 7: Relief eines Meilensteins auf dem Denkmal für Kaiser Franz I. in der Wiener Hofburg (1846):**

BELLO EXTINCTO  
VIIS PATEFACTIS  
TERGESTE ET VENETIIS  
PORTUS IMMVNITATE  
DONATIS  
COMMERCIVM  
TERRA MARIQVE  
AVCTVM

Ü: Nach dem Ende des Krieges wurden Straßen angelegt, Triest und Venedig mit der Abgabefreiheit vom Hafenzoll beschenkt und <auf diese Weise> der Handel zu Lande und zu Wasser gefördert.

**Text 8: Die Inschrift am Gumpoldskirchener Tunnel (1841):**

RECTA SEQVI

Ü: Der Geraden folgen.

Vgl. das Epigramm von John Underhill:

Recta sequi, vel pura loqui, vel vera tueri  
 omnibus ad coelos una parata via est.  
 Sic doceo patriam, sic me pater ante docebat.  
 Si tibi non placeo, nolo placere mihi.

Ü: Dem Richtigen folgen oder Reines sprechen oder die Wahrheit schützen:  
 für alle ist ein einziger Weg zum Himmel bereit.  
 So lehre ich das Vaterland, so lehrte mich zuvor mein Vater.  
 Wenn ich dir nicht gefalle, will ich auch mir nicht gefallen.

**Text 9: Die ehemalige Inschrift am Semmering-Scheiteltunnel (1854):**

a) über dem niederösterreichischen Portal:

FRANC(iscus). IOSEPH(us). I. AUSTR(iae) IMP(erator). HOMINUM RERV MQVE COMMERCIO...

b) über dem steirischen Portal:

...ADRIATICVM GERMANICO IVNXIT MARE.

Ü: Franz Josef I., Kaiser von Österreich, ließ für den Verkehr der Menschen und den Handel mit Waren das Adriatische mit dem Deutschen Meer verbinden.

**Text 9a: Medaille zur Fertigstellung der Semmeringbahn:**

Sie zeigt den Semmering mit einem Berggott und einem langen Eisenbahnviadukt.  
 Die Umschrift lautet:

ADRIATICVM GERMANICO IVNXIT MARE

Ü: Er verband das Adriatische mit dem Deutschen Meer.

**Text 10: Die Inschrift am Tunnel du Fréjus (Italien, 1921):**

HIC VBI SVNT PRIMVM MENTESQVE MANVSQVE LATINAE  
 AVSAE PERFOSSEO MONTE APERIRE VIAM,  
 QVAE BINOS POPVLOS VNO DE SANGVINE CRETOS  
 IVNGERET ET LONGE DISSOCIATA FRETA,  
 VTRAQVE POST DECIMVM LVSTRVM ROMANA PROPAGO  
 FOEDERA CONFIRMAT QVAE PEPIGERE PATRES.  
 AN(no) MCMXXI

H. STAMPINI  
SCRIPSITD. RVFFINONI  
PROPOSUIT

Ü: Hier, wo die lateinischen Hände und Sinne es wagten, einen Weg durch den durchbohrten Berg zu erschließen, welcher die zwei von einem Blut entsprossenen Völker [Franzosen und Italiener] verbinden sollte und weit entfernte Meere [Mittelmeer und Atlantik], hat die römische Nachkommenschaft nach fünf Jahrzehnten das Bündnis bestätigt, das die Väter geschlossen haben.

D. Ruffinoni entwarf und H. Stampini schrieb (den Text).<sup>102</sup>**Text 11: Karl Ritter von Ghegas ursprüngliche Grabinschrift (1860; ehem. Allgemeiner Währinger Friedhof, Denkmalhain):**

†

QVIETI ET MEMORIAE  
 KAROLI DE GHEGA V(iri) C(larissimi)  
 DOMO VENETIS  
 EQVITIS ET DOCTORIS  
 CAES(aris) AVG(usti) A CONSILIS MINIST(ri)  
 QVEM AD SVPREMAM SIDERODROMON  
 PER AVSTRIACAS DITIONES  
 PRAEFECTVRAM PROMERITIS EVECTVM  
 ARDVIS INGENTIVM OPERVM MOLITIONIBVS  
 SCIENTIA ATQVE ALACRITATE  
 SVMMIS FACILE AEQANDVM [sic]  
 PLVRIBVS EXINDE DOMI FORISQ(ue)  
 PRINCIPVM IVRE AVCTVM HONORIBVS  
 ANN(is) AET(at)is) SVAE LVII  
 CITVM HEV NIMIS FATVM INOPINE  
 PRAERIPVIT  
 PRID(ie) ID(us) MART(ias) ANN(i) M DCCC LX  
 SORORES EARVMQVE VIRI FILIQ(ue)  
 FRATRI AMANTISSIMO LEVIRO AVVNCVLOQ(ue) B(ene) M(erenti)  
 CVM LACRIMIS POSVERE.

Ü: Für die Ruhe und zur Erinnerung an den hochberühmten Herrn Karl von Ghega, geboren in Venedig, Ritter und Lehrer, kaiserlicher Ministerialrat; nachdem er in die Zentralkonstruktion der Eisenbahnen in den österreichischen Landen aufgrund seiner Verdienste aufgestiegen war, er, der aufgrund der unerreichbaren Durchführung gewaltiger Bauwerke und aufgrund seines Wissens und seines Tatendranges mit den Höchsten leicht gleichzustellen ist, der sodann im In- und Ausland zu Recht mit mehreren Auszeichnungen von Fürsten geehrt wurde, entriss ihn, ach!, im Alter von 57 Jahren vor seiner Zeit ein allzu schnelles, unerwartetes Schicksal, am 14. März des Jahres 1860. Seine Schwestern und deren Ehemänner und Söhne haben dem heiß geliebten, wohlverdienten Bruder, Schwager und Onkel unter Tränen (diesen Grabstein) gesetzt.

<sup>102</sup> Der Text und eine Photographie unter [www.chieracostui.com](http://www.chieracostui.com) (1. 11. 2011); eine Abb. in der Zeitschrift *Linea diretta* 2/11 (Dicembre 1998) 16.

**Literatur:**

- Böhm = V. Böhm, Bildlexikon lateinischer Inschriften in Wien, 1. Teil: 1. Bezirk Innere Stadt, Wien 2009.
- Dinhobl 2003 = G. Dinhobl, Die Semmeringbahn. Der Bau der ersten Hochgebirgseisenbahn der Welt, Wien 2003.
- Dinhobl 2008 = G. Dinhobl, Der Bau der Eisenbahn Wien-Gloggnitz, in: G. Artl – G. H. Gürtlich – H. Zenz (Hgg.), Mit Volldampf in den Süden. 150 Jahre Südbahn Wien-Triest, 2. Aufl., Wien 2008, 200-202.
- Grewe = K. Grewe, Licht am Ende des Tunnels. Planung und Trassierung im antiken Tunnelbau, Mainz 1998.
- Gröger = R. H. Gröger, Ausbau des Straßennetzes in der Habsburgermonarchie. In: St. Seitschek – H. Hutterer – G. Theimer (Hgg.), 300 Jahre Kaiser Karl. VI. 1711-1740. Spuren der Herrschaft des „letzten“ Habsburgers (Begleitband zur Ausstellung des Österr. Staatsarchivs), Wien 2011.
- Helmedach = A. Helmedach, Das Verkehrssystem als Modernisierungsfaktor. Straßen, Post, Fuhrwesen und Reisen nach Triest und Fiume vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zum Eisenbahnzeitalter (Südosteuropäische Arbeiten 107), München 2002.
- Höllner = A. Höllner, Augusta Carolinae virtutis monumenta seu aedificia a Carolo VI. Imp. Max. P. P. per orbem Austriacum publico bono posita (...), Wien 1733.
- Huber = M. Huber, Anton Roschmanns Inscriptiones. Text, Übersetzung, Kommentar (Wiss. Jb. des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum, Sonderbd. 1), Innsbruck 2009.
- Janecek = K. Janecek, Lateinische Inschriften an Bauwerken und Denkmälern Wiens. Gesammelt, übersetzt und erläutert, Horn 1956.
- Keyßler = J. G. Keyßler, Neueste Reisen durch Teutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen (...), Hannover 1740-1742 (1. Auflage).
- Klotz = R. Klotz, Handwörterbuch der lateinischen Sprache, 2 Bde., Braunschweig 1879.
- Kos = W. Kos (Hg.), Die Eroberung der Landschaft. Semmering, Rax, Schneeberg. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung Schloß Gloggnitz 1992, Wien 1992.
- Matsche = F. Matsche, Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI., Berlin 1981, 2 Bde.
- Smolak = K. Smolak, „Eherner Ton“. Zu Europas lateinischer Inschriftensprache, IANUS 17 (1996) 39-52.
- Strach = H. Strach (Hg.), Geschichte der Eisenbahnen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, 1. Bd., 1. Theil, Wien-Teschen-Prag 1898.
- Thöni = F. Thöni, Vestigia Latina im Raum Landeck (Teil 1), Latein Forum 71, 29-56 (bes. 50ff.).
- Vale = G. Vale, Itinerario di Paolo Santonino in Carintia, Stiria e Carniola negli anni 1485-1487 (Codice Vaticano Latino 3795), Studi e testi 103, Città del Vaticano 1943.
- Wurzbach = C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 1856-1891.
- Zobl = G. Zobl, Ein vergessenes Straßendenkmal in Landeck, Tiroler Chronist 1998/2, 16f.
- Zwanowetz = G. Zwanowetz, Alpenstraßen und -bahnen in Vergangenheit und Gegenwart, Tiroler Heimat 38 (1974) 175-206.

**Geflügelte Worte**

Klaus Bartels

**H**abent sua fata libelli

(Terentianus Maurus, De litteris, syllabis et metris 1282ff., das geflügelte Wort: 1286 – Georg Christoph Lichtenberg, Sudelbücher D 399, vgl. E 215)

Habent sua fata libelli, „Sie haben ihre je eigenen Schicksale, die Büchlein“: Das gilt, wie für die vielen hier so liebevoll angesprochenen „Büchlein“ mit ihren vielerlei Leseschicksalen, so für die vielen daraus aufgefliegenen Zitate mit ihren vielerlei Zitierschicksalen, und ebendieses geflügelte Wort ist dafür ein so interessantes wie reizvolles Beispiel. Es stammt aus einer längst vergessenen Schrift des spätantiken Philologen und Metrikers Terentianus Maurus „Über die Silben“ im epischen Versmaß, die der Autor prätenziöserweise selbst in epische Verse gekleidet hat; im Jahre 1493 ist sie in der italienischen Benediktiner-Abtei S. Colombano bei Bobbio in der Provinz Piacenza wieder aufgefunden worden. Im Nachwort hatte Terentianus, wie die rhetorische Kunst es empfiehlt, die zu erwartende herbe Kollegenkritik vorweggenommen: Vielleicht werde einer dieser Kritikaster nicht anstehen zu sagen, das Buch mache allzu viele Worte; vielleicht werde ein „weit Verdienstvollerer“ meinen, es bringe doch nur wenig Neues – er selbst habe schon weit mehr gefunden; vielleicht werde ein träger und ungeduldiger Geist es für allzu dunkel, allzu schwer verständlich halten:

Forsitan hunc aliquis verbosum dicere librum  
non dubitet; forsitan multo praestantior alter  
pauca reperta putet, cum plura invenerit ipse.  
Deses et impatiens nimis haec obscura putabit.

Und nachdem er so genüsslich vier Verse weit ausgeholt hat, schlägt er mit dem fünften zu: Pro captu lectoris habent sua fata libelli, „Je nach der Fassungskraft des Lesers haben sie ihre Schicksale, die Büchlein“. Er meint es im Sinne des Lichtenbergschen Aphorismus: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“ Nach der Erstausgabe der terentianischen Schrift im Jahre 1497 mochten die Humanisten des 16. Jahrhunderts, die späten Kollegen und damit Konsorten, „Schicksalsgenossen, Leidensgenossen“, jenes Terentianus Maurus, das gelehrte Zitat auf mancherlei unliebsame, eitle Beckmesserei münzen, und die Kenner unter sich auch ohne den Klartext jenes Pro captu lectoris ..., dafür mit einem fröhlichen Augenzwinkern. Seit der Renaissance ist jenes Büchlein „Über die Silben“ zum zweiten Mal der Vergessenheit verfallen. Nicht so das geflügelte Habent sua fata libelli; das hatte sich bald, seiner ursprünglichen besonderen Bezüge beraubt – oder eher: davon befreit – zu seiner heute geläufigen allgemeinen Bedeutung gemausert und leichtbeflügelt in den Zitatenhimmel aufgeschwungen. In der Verkürzung auf die zweite Vershälfte, ohne das voraufgehende Pro captu lectoris ..., gewann das nun an die erste Stelle geratene Habent ... ein besonderes Gewicht, und so zitieren wir das Wort heute in dem schicksalsträchtigen Sinne: „Ja, sie haben ihre je eigenen Schicksale, die Bücher“ – nunmehr ohne fröhliches Augenzwinkern, dafür mit bedeutender Schicksalsmiene.

Habent sua fata libelli: Das ist zum geflügelten Hoffnungs- oder Trostspruch geworden für alle um ihre „Büchlein“ und ihr daran geknüpftes Rühmlein besorgten Autorinnen und Autoren und entsprechend, mutatis mutandis, für Verlegerinnen und Verleger, Buchhändlerinnen und Buchhändler. Im Jahre 1888, bei der Einweihung des Deutschen Buchhändlerhauses in Leipzig, hat der Wappenzeichner Emil Döpler das Wort zur beziehungsreichen Devise des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels erhoben. So, wie wir die hinter sinnige, hinterhältige Pointe jenes antiken Kollegen Terentianus Maurus heute verstehen und zitieren, ist sie da ja genau am rechten Ort. Aber von seiner Herkunft her taugte dieses geflügelte Habent sua fata libelli doch eher zum selbstironischen Motto einer literarischen oder wissenschaftlichen Rezensionsschrift, in der die „weit verdienstvolleren“ Autoren und Gelehrten, die selbst schon sehr viel mehr gefunden haben, die mit allzu vielen Worten und wenig Neuem daherkommenden, allzu dunklen und schwer verständlichen Büchlein ihrer weniger verdienstvollen Kollegen kunstgerecht zerrupfen.

### Si tacuisses ...

(Boëthius, Consolatio philosophiae 2, 7, 20)

Das kurz abgebrochene Si tacuisses ... spricht vom Schweigen und lässt gleich selbst das Schweigen sprechen: „Wenn du geschwiegen hättest ...“, oder auch: „Wenn du doch nur geschwiegen hättest ...!“ Das sagt man einem Freund ins Ohr oder wirft es einem Widerpart an den Kopf, wenn dieser oder jener sich mit einer törichten Äußerung eine peinliche Blöße gegeben hat. Ein Wort, das einmal dem homerischen „Gehege der Zähne“ entflohen ist, lässt sich nicht einfach wieder einfangen und einsperren; da kann man nur noch einen Irrealis der Vergangenheit hinterdreinschicken. Der Schulgebrauch der Lehrbücher, der allemal ordentliche, vollständige Sätze braucht, hat dem Bedingungssatz Si tacuisses ..., dem Musterbeispiel eines solchen Irrealis, eine entsprechend irrealer Ergänzung verpasst: ... philosophus fuisses / philosophus mansisses, „... wärest du ein Philosoph gewesen / ein Philosoph geblieben“. Aber wieso sollte einer, der schweigt, damit gleich ein Philosoph sein oder gar bleiben? Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, sagt der Volksmund, aber lebt die Philosophie nicht gerade vom Reden und vom Dialog?

Das geflügelte Wort ist dem einzig erhaltenen, im Gefängnis geschriebenen Werk des Boëthius, dem „Trost der Philosophie“, entflohen. Der Sprechende bleibt an der Stelle ein namenloser Quidam, und auch der von ihm Angesprochene bleibt unbenannt; aber dessen Rolle eines eitlen Großsprechers und Kleindenkers ist bezeichnet, und mit ihr kommt die Gegenrolle des „Philosophen“ ins Spiel. „Hör dir an“, heißt es dort, „wie herrlich da einmal ein Spottvogel die Leichtfertigkeit solcher Anmaßung verhöhnpipelt hat. Der hatte einem Burschen, der sich nicht um der Übung wahrer Lebenstugend, sondern um eitler Geltungssucht willen den falschen Titel eines Philosophen zugelegt hatte, mit wüsten Schmähreden zugesetzt und hinzugefügt, er werde gleich wissen, ob jener ein Philosoph sei – wenn er nämlich die ihm angeworfenen Beleidigungen gelassen und geduldig ertrage. Der andere nahm eine kleine Weile Geduld an; schließlich fragte er, als setze er sich über die empfangenen Schmähungen geringschätzig hinweg: ‚Siehst du jetzt endlich ein, dass ich ein Philosoph bin?‘ Da erwiderte der erste, unübertrefflich bissig: ‚Ich hatte es eben einsehen wollen, wenn du geschwiegen hättest‘ – Intellexeram, si tacuisses.“

Wir wissen nicht, ob der so „unübertrefflich bissige“, hier namenlos zitierte Spötter einmal einen Namen hatte oder ob Boëthius diesen Psycho-Test auf Selbstsicherheit und Selbstbeherrschung frei erfunden hat. Doch eines ist deutlich: Hier geht es nicht um törichtes Daher-

reden und tiefsinniges Schweigen, sondern um die sprichwörtliche „stoische Ruhe“ des wahrhaften Philosophen, die nicht ins Wanken zu bringende „Unerschütterlichkeit“ des stoischen Weisen. Und so überraschend die Pointe da am Ende zupackt, so raffiniert ist sie vorbereitet: Eben damit, dass dieser Pseudo-Philosoph seinen angemessenen Philosophenrang nach allem Dulden und Schweigen noch expressis verbis bestätigt haben möchte, verrät er seine mangelnde Unerschütterlichkeit, und der Indikativ Intellexeram, „Ich hatte es eben eingesehen“, anstelle des irrealen Konjunktivs Intellexissem, „Ich hätte es eingesehen“, lässt ihn grausam spüren, wie knapp er diese Bestätigung verpasst hat.

Boëthius und sein Hauptwerk „Trost der Philosophie“, dieses letzte große literarische und philosophische Vermächtnis der Antike an das lateinische Mittelalter, ist in der Neuzeit in den Hintergrund getreten. Umso leichter hat sich die fulminante Schlusspointe dieses ... si tacuisses! aus der längst in Vergessenheit geratenen Anekdote lösen und allenthalben im Alltäglichen, weitab von aller Großsprecherei und aller Philosophie, neue Bezüge finden können. Die allgemeine mitteilbare Menschennatur, die sich so gern ohne viel Bedenken frischweg ausspricht und nicht jedes Wort auf die Goldwaage legt, hat dem lateinischen Wort und seiner deutschen Version in allen drei Personen kräftige Flügel verliehen. Wie oft können wir das so durchkonjugieren: Si tacuissem, si tacuisses, si tacuisset ..., „Wenn ich, wenn du, wenn der geschwiegen hätte ...“, und wie leicht verstehen wir im Deutschen dieses lateinische Si ..., dieses bedingende „Wenn ...“, dann im Sinne eines irrealen, unerfüllt gebliebenen Wunsches: „Wenn ich, wenn du, wenn die doch nur geschwiegen hätte!“ Und gegebenenfalls hört manch einer, der sein Herz allzu locker auf der Zunge getragen hat, doch lieber ein fein verschlüsseltes lateinisches Si tacuisses ...! als unverhüllten, groben deutschen Klartext.

### Anmerkung der LF-Redaktion

Bei den beiden hier abgedruckten Texten „Habent sua fata libelli“ und „Si tacuisses...“ handelt es sich um Kostproben aus folgender neuen Publikation von Klaus Bartels:



Klaus Bartels:

Geflügelte Worte aus der Antike.

Woher sie kommen und was sie bedeuten,

Darmstadt/Mainz: Philipp von Zabern 2013

(147 S. ; ISBN: 978-3-8053-4637-5 ; € 19,99 [D] / € 20,60 [A])

## **Jubelnde Obelisk, triumphierende Säulen. Roms Inschriften machen die Ewige Stadt zu einer sprechenden Stadt**

Klaus Bartels

**A**uf der Höhe des Esquilins in Rom haben zwei große Päpste der Spätrenaissance, Sixtus V. (1585–1590) und Paul V. (1605–1621), der Basilika s. Maria Maggiore mit ihren kuppelbekrönten Kapellenbauten und mit dem esquilinischen Obelisk und der Mariensäule die Ehre erwiesen und in diesen Kapellen schließlich ihre würdige Grabstätte gefunden. In ihren Inschriften – auf Latein, versteht sich – sprechen diese Päpste uns über die Jahrhunderte hinweg buchstäblich un-mittelbar an und lassen sie die Monumente gradeso un-mittelbar selbst zu uns sprechen.

In Rom sprechen die Steine, und kaum einer, kaum eine hört hin. Der in Stein gehauene Stadtführer steht an Obelisk und Brunnen, Tempeln und Kirchen, Palästen und Bürgerhäusern, Statuen und Grabmälern Tag und Nacht rund um die Uhr zu Diensten. Aber anders als der polyglotte Audioguide spricht dieser lapidare Cicerone nur eine einzige Sprache und dazu noch eine alte, und das buchstäblich ohne Punkt und Komma und manchmal so abgekürzt und verschlüsselt, dass auch ein gestandener Lateiner da anfangs seine liebe Mühe hat. Doch wer sich einmal auf diesen steinernen Stadtführer einlässt, wird dafür aufs Schönste belohnt und kommt davon nicht wieder los: Die Päpste selbst führen ihn zu ihren Bauten und Denkmälern, und die Obelisk und Säulen selbst erzählen ihm ihre Lebensschicksale.

Ja, vor allem die Päpste. Antike Inschriften wie die auf dem Konstantinsbogen zu Ehren des epochemachenden Sieges an der Milvischen Brücke im Oktober 312 n. Chr. sind im Stadtbild heute eher selten. Die meisten lateinischen Inschriften in Rom stammen aus der Renaissance und den folgenden Jahrhunderten; einige ältere wie die Grabinschrift für Silvester II., den Papst der ersten Jahrtausendwende, zeigen noch mittelalterliche Lettern, einige jüngere aus der Era Fascista haben ihre kurze Ära überdauert, und einige jüngste gelten dem Heiligen Jahr 2000 oder dem 500-Jahr-Jubiläum der Schweizergarde 2006. Auf Schritt und Tritt laden diese sprechenden Steine uns zum Hinhören ein, und auch hier gilt das geflügelte „Greift nur hinein ..., und wo ihr's packt, das ist's interessant!“

\*

In den fünf Jahren seines kurzen Pontifikats hat Papst Sixtus V. (1585–1590) in einem stauenswerten Jahresrhythmus vier antike Obelisk wieder aufgerichtet, sie dem „unbesiegt“ Kreuz geweiht und mit dem Kreuz bekrönt: sogleich 1586 den Vatikanischen vom Circus des Caligula in der Mitte des Petersplatzes, 1587 den einen der beiden vom Mausoleum des Augustus auf der Piazza dell' Esquilino hinter S. Maria Maggiore, 1588 den kolossalen Konstantinischen vom Circus Maximus bei der Lateranbasilika und schließlich 1589 den Augusteischen von der gleichen Wagenrennbahn auf der Piazza del Popolo. Domenico Fontana zeichnet durchweg als architectus dieser ingeniösen Meisterleistungen, seit 1587 stolz als „Ritter – Eques – Domenico Fontana“.

Der Esquilinische ist der kleinste dieser vier „Sixtinischen“ Obelisk, kaum halb so groß wie der beim Lateran. Bei seiner Aufstellung hinter S. Maria Maggiore ging es nicht um die Größe, sondern um einen bedeutsamen Bezug. Recht betrachtet, steht dieser Obelisk gar nicht hinter der Basilika, sondern vor der Cappella Sistina an ihrem rechten Seitenschiff. Noch als

Kardinal Felice Peretti hatte Sixtus V. diese Kapelle für die seit alters in S. Maria Maggiore verehrten Krippenreliquien gestiftet; im dritten Jahr seines Pontifikats, 1587, hat er den kuppelbekrönten Bau der „allerheiligsten Krippe unseres Herrn Jesus Christus“ – so die Inschrift auf der Chorfassade – geweiht und ihr mit Bedacht den einen der beiden Obelisk vom Mausoleum des Augustus zur Seite gestellt. Der Sieg des Lebens über den Tod, des Neugeborenen über den alten Kaiser: das ist hier die frohe Botschaft, und der Obelisk ist ihr sprechender Herold.

Die vier Inschriften auf der Basis des Obelisk schlagen jede auf ihre Art den Bogen von dem alten zu dem neuen Standort, von dem Grabmal am Tiber zur Krippe auf dem Esquilin. Die längste der vier bezeichnet die Wendepunkte eines viele Jahrhunderte langen Obeliskens. Da hören wir zunächst von der Überführung des Obelisk aus Ägypten und seiner Weihung „an Augustus in dessen Mausoleum“, dann von seinem jämmerlichen Sturz und dem langen Herumliegen der Bruchstücke „auf der Straße bei S. Rocco“, schließlich von seiner Wiederherstellung und seiner Neuweihe „an das heilbringende Kreuz“, das seither an seiner Spitze aufragt. Felicius, heißt es da am Ende, „glücklicher“, habe Sixtus V. ihn „hier“ aufstellen lassen, das will sagen: Unter diesem Kreuzeszeichen, hier vor der Krippenkapelle, wird der Obelisk nicht wieder stürzen.

Der Geburt Christi und der Krippe von Bethlehem gelten die Inschriften auf den übrigen drei Seiten. Hier spricht der Obelisk als erster der vier Sixtinischen nun auch im eigenen Namen und in eigener Sache. Hell auf jubelnd spielt er seinen neuen Dienst gegen den alten aus, so zuerst auf der Seite gegenüber der Cappella Sistina. „Lapidarer“ könnte er nicht sprechen: Acht Worte, vier Zeilen gelten dem Jetzt, sechs Worte und wieder vier Zeilen dem Einst, und fast jedes Wort aus dem „Jetzt“ findet sein Gegenwort im „Einst“: Christi Dei / in aeternum viventis / cunabula / laetissime colo, / qui mortui / sepulcro Augusti / tristis / serviebam, Wort für Wort übersetzt: „Christi, des auf ewig lebenden Gottes, Wiege verehere ich freudigst, der ich dem Grabmal des toten Augustus freudlos so lange sklavisch gedient habe“. In raffinierter Verschränkung und Steigerung steht da Christus gegen Augustus, das ewige Leben gegen den Tod, die Wiege gegen das Grabmal, Verehrung gegen Sklavendienst, höchste Freude gegen Freudlosigkeit, und das Imperfekt serviebam lässt die Dauer jenes alten Dienstes spüren.

Das freudige Bekenntnis zu dem neuen Herrn setzt sich auf der nächsten Seite fort; hier spielt der Obelisk auf die alte römische Legende an, die Kaiser Augustus sogleich am Weihnachtstag – noch vor den heiligen drei Königen – dem am helllichten Himmel ihm erscheinenden Jesusknaben huldigen lässt: Christum Dominum, / quem Augustus / de virgine / nasciturum / vivens adoravit, / – seq(ue) deinceps / dominum / dici vetuit – / adoro, wieder Wort für Wort übersetzt: „Christus den Herrn, welchen Augustus, als der Knabe von der Jungfrau geboren werden sollte, zu seinen Lebzeiten angebetet hat – und ihn selbst danach noch ‚Herr‘ zu nennen, verbot er –, bete ich an“.

Wir lesen die Legende in der Legenda aurea des Jacobus de Voragine. Auf das Drängen der Senatoren, die ihn als einen Gott verehere wollten, habe Augustus die Sibylle befragt, „ob auf der Welt jemals ein Größerer als er selbst geboren werde“, und darauf habe sich „am Tage der Geburt des Herrn“ diese Vision gezeigt: „Mitten am Tag erschien ein goldener Kreis um die Sonne und inmitten des Kreises eine wunderschöne Jungfrau, die trug einen Knaben in ihrem Schoß. Darauf zeigte die Sibylle das dem Kaiser, und während der Kaiser über diese Vision höchlichst staunte, hörte er eine Stimme, die sagte zu ihm: ‚Dieses ist der Altar des Himmels‘, und die Sibylle sagte zu ihm: ‚Dieser Knabe ist größer als du, und darum bete ihn

an! ... Da erkannte der Kaiser, dass dieser Knabe größer war als er selbst, brachte ihm Weihrauch dar und wies das Ansinnen zurück, sich fortan Gott nennen zu lassen.“

Indem der Obelisk sich diese Legende vergegenwärtigt, die den drei Königen aus dem Morgenland den einen Kaiser aus dem Abendland zur Seite stellt, kann er sich nun doch, allen „tristen“ Reminiszenzen an seinen alten Dienst zum Trotz, getrost zur Nachfolge seines alten Dienstherrn, des „toten Augustus“, und zugleich zur Verehrung Christi, des „auf ewig lebenden Gottes“, bekennen: „Christus den Herrn, welchen Augustus ... angebetet hat, ... bete ich an.“

Die Inschrift auf der vierten Seite der Basis deutet am Anfang zu dem „unbesiegtten Kreuz“ an der Spitze des Obeliskens hinauf und am Ende zu den Krippenreliquien in der Cappella Sistina hinüber. In einer beziehungsreichen Fürbitte schlägt sie den Bogen von dem alten zu dem neuen Friedensfürsten, von der weltpolitischen Pax Augusta, der Friedensverheißung der römischen Legionen, zu der weihnachtlichen Pax Angelica, der Friedensbotschaft der himmlischen Heerscharen: Christus / per invictam / crucem / populo pacem / praebeat / qui / Augusti pace / in praesepe nasci / voluit, „Christus möge durch das unbesiegtte Kreuz dem Volk seinen Frieden gewähren – er, der im Frieden des Augustus in die Krippe hinein geboren werden wollte“.

\*

Zwei Jahre später, 1589, hat Papst Sixtus V. nach dem großen Konstantinischen noch den kleineren Augusteischen Obeliskens aus dem Circus Maximus bergen und auf der Piazza del Popolo wiederaufrichten lassen. Auf zwei Seiten der Basis hat sich die alte Weihinschrift erhalten; Kaiser Augustus, sagt sie, habe diesen Obeliskens, „nachdem Ägypten in die Gewalt des römischen Volkes gebracht war, der Sonne zum Geschenk gegeben“. Die Inschrift auf der Westseite verzeichnet wieder Glanz und Elend oder eher umgekehrt: Elend und Glanz eines solchen Obeliskenslebens von jener alten Weihung „nach unfrommem Ritus“ an den Sonnengott über den „jämmerlichen Sturz“ bis zu der neuen Weihung an das „unbesiegtteste Kreuz“. Auf der Ostseite, gegenüber der Kirche S. Maria del Popolo, spricht auch dieser Obelisk wieder im eigenen Namen, und er nun in einem anderen, keckeren Ton. Übermütig spielt er mit dem Ehrentitel seines alten Stifters, des Augustus, und mit dem seines alten Götzen, des Sonnengotts, wenn er das Ehrenprädikat augustus, „erhöht, der Erhöhte“, für sich selbst – und im Komparativ! – in Anspruch nimmt und Christus mit dem Buch Maleachi als die „Sonne der Gerechtigkeit“ anspricht: Ante sacram illius aedem / augustior laetior(ue) surgo, / cuius ex utero virginali / Aug(usto) imperante / sol iustitiae exortus est, „Vor dem heiligen Gotteshaus derer rage ich höher erhöht und freudiger auf, aus deren jungfräulichem Leib, während Augustus herrschte, die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen ist“.

Noch im gleichen Jahr 1589 ließ Sixtus V. die Marc-Aurel-Säule auf der Piazza Colonna restaurieren, auch dies durch Domenico Fontana, und die arg angeschlagenen Basisreliefs durch klassisch geschnittene Inschriften ersetzen. Die erste gegenüber dem Palazzo Wedekind erklärt, Kaiser Marc Aurel habe „nach seinen großen Siegen über die Armenier, Parther und Germanen diese triumphale Säule seinem (Adoptiv-)Vater, Kaiser Antoninus Pius – dem ‚Frommen‘ – geweiht“. Die folgenden Seiten sprechen von der baulichen Wiederherstellung und kultischen Reinigung der bilderreichen „Schneckensäule“, von ihrer Neuweihe an den Apostel Paulus und der Aufstellung seiner Statue auf ihrem Scheitel.

Auf der vierten Seite, zur Piazza del Popolo hin, spricht auch diese Säule wieder im eigenen Namen; da rühmt sie ihren neuen Herrn, den Apostel, gegenüber dem alten Antoninus Pius als den wahren „Frommen“ und gegenüber dem siegreichen Kaiser Marc Aurel als den größeren Triumphator, und „Triumph“ ist da ihr erstes und ihr letztes Wort: Triumphalis / et

sacra nunc sum / Christi vere pium / discipulum ferens, / qui per crucis / praedicationem / de Romanis / barbaris(ue) / triumphavit, „Triumphal und heilig bin ich jetzt, da ich Christus' wahrhaft frommen Schüler trage, der durch des Kreuzes Verkündigung über Römer und Barbaren triumphiert hat“.

„Die Stadt hat er mit der Großartigkeit seiner Bauten geschmückt“, sagt die wortreiche Grabinschrift Sixtus' V. in S. Maria Maggiore, in „seiner“ Cappella Sistina, allzu knapp und ganz am Ende – und nennt von all diesen großartigen Bauten doch einzig die „Vatikanische Schildkröte“, die noch kurz vor dem Tode des Papstes bis zum Kuppelring vollendete Peterskuppel, und die Acqua Felice, die nach dem früheren Namen des Papstes benannte Wasserleitung. Von den vier markanten Obeliskens, die Sixtus V. einen nach dem anderen in den Dienst der christlichen Sache übernommen und neu dem „unbesiegtten, heilbringenden“ Kreuz geweiht hat, ist da kein rühmendes Wort zu hören, und erst recht keines von dem kleinsten, der nun seit mehr als vier Jahrhunderten vor dem Grab des Papstes in ebendieser Cappella Sistina wacht und seine Verehrung für S. Maria Maggiore und die Krippe Jesu bezeugt.

\*

Ein Vierteljahrhundert später ist der Jubel der Sixtinischen Obeliskens und der Marc-Aurel-Säule auf den Esquilin zurückgekehrt. Nach mehreren äußerst kurzen Pontifikaten und einem längeren des Aldobrandini-Papstes Clemens' VIII. setzte der Borghese-Papst Paul V. seinen Ehrgeiz darein, als Bauherr der Ewigen Stadt hinter Sixtus V. nicht zurückzustehen, und ihm war dazu die dreifache Zeit auf dem Heiligen Stuhl vergönnt. 1612, vor gerade vier Jahrhunderten, konnte er die Front der neuen Peterskirche mit seinem Namen Paulus V. Burghesius Romanus signieren; im gleichen Jahr stellte er der Fontana dell' Acqua Felice auf dem Quirinal das vollkommene Gegenstück seiner Fontana dell' Acqua Paola auf dem Gianicolo gegenüber, und zumal auf dem Esquilin suchte er mit seinem baufreudigen Vorläufer gleichzuziehen. Wie Sixtus V. am rechten Seitenschiff von S. Maria Maggiore die Cappella Sistina gestiftet hatte, so stiftete Paul V. am linken Seitenschiff die architektonisch genau entsprechende Cappella Paolina, und im Jahr 1614 fand auch der Sixtinische Obelisk vor diesen beiden Kapellen sein – unvergleichlich prächtigeres – Gegenstück in der mehr als vierzig Meter hoch aufragenden Mariensäule vor der Front der Basilika.

Eine vielzeilige Inschrift gegenüber der Kirchenfront berichtet von der Herkunft, der Wiederinstandsetzung und Wieder-Indienststellung der antiken Riesensäule: Wie Papst Paul V. dieses „Denkmal alter Großartigkeit“ aus den „ungeheuren Ruinen des Tempels“ geborgen habe, den Kaiser Vespasian nach den Wirren des Dreikaiserjahres 69 n.Chr. und seinem Triumph über die Juden 71 n.Chr. „der Friedensgöttin geweiht“ habe; wie er die „von unschöner Verschmutzung überzogene“ Säule „zu ihrem früheren Glanz wiederhergestellt“ habe; wie er sie schließlich „der allerseligsten Jungfrau, aus deren Leib der Fürst des wahren Friedens – princeps verae pacis – hervorgegangen ist, zum Geschenk gegeben“ und sie mit der bronzenen Marienstatue bekrönt habe. Was jenen Friedenstempel angeht, war der Papst einem Irrtum seiner Zeit gefolgt: Tatsächlich gehörten jene in der Tat „ungeheuren Ruinen“ am Forum Romanum, aus denen die Säule stammte, gar nicht zu Vespasians Friedenstempel, sondern zu der Maxentius-Basilika, die Konstantin der Große nach seinem epochemachenden Sieg an der Milvischen Brücke im Jahr 312 n.Chr. zu seiner Konstantins-Basilika machte. Die drei kürzeren Inschriften auf den übrigen Seiten der Basis sind in Verse, in leichtfüßige Jamben gefasst. Die erste der drei spielt noch einmal den „wahren Frieden“ der Jungfrau Maria gegen den falschen Frieden der alten Göttin aus: Vasta columnam mole, / quae stetit diu / Pacis profana in aede, / Paulus transtulit / in Exquilinum quintus / et sanctissimae, / pax unde vera est, / consecravir virgini, Wort für Wort verdolmetscht: „Die Säule von Riesengrö-

ße, die lange gestanden hat im unheiligen Tempel des Friedens, hat Paul V. übergeführt auf den Esquilin und der allerheiligsten, von wo der wahre Frieden ist, der Jungfrau geweiht“. Eine weitere solche Versinschrift schlägt den Bogen von dieser Mariensäule und der sie krönenden Marienstatue zu der „Feuersäule“ des Buches Exodus: Wie diese den Juden bei ihrem Auszug aus Ägypten nächtlicherweile durch die weglose Wüste vorangezogen sei, so erschließe die Jungfrau von ihrem „hohen Standort“ herab den steilen Pfad zu den „feurigen Burgen“ des Himmels.

Das letzte Wort, die vierte Seite, gehört auch hier wieder der Säule selbst. Sie stimmt als jüngste in den dreistimmigen Freudenchor der Sixtinischen Monumente ein, und ihr Jubelruf ist eine freudige Antwort, geradezu ein Echo auf jenen ersten Jubelruf, der da seit einem Vierteljahrhundert von dem Esquilinischen Obelisk auf der anderen Seite der Basilika herübertönte. Auch hier gelten vier Zeilen, vier iambische Verse dem Einst, vier Zeilen, vier Verse dem Jetzt; auch hier steht dem „traurigen“ Rückblick auf den alten Dienst der „freudige“ Ausblick auf den neuen Dienst gegenüber, und auch hier ist dieser Rückblick mit einem lastenden, die Dauer bezeichnenden lateinischen Imperfekt beschwert. Eines ist neu: Diese Mariensäule erweist am Schluss nach ihrer himmlischen Herrin auch ihrem irdischen Stifter noch die Reverenz: *Impura falsi templa / quondam numinis / iubente moesta / sustinebam Caesare; / nunc laeta veri / perferens matrem Dei / te, Paule, nullis / obticebo saeculis*, „Die unreinen Tempelgewölbe einer falschen Gottheit habe ich einst auf Geheiß des Kaisers traurig getragen; jetzt, da ich freudig des wahren Gottes Mutter fort und fort trage, werde ich von dir, Paul, zu keinen Jahrhunderten schweigen“. Die Säule hat Wort gehalten: Sie spricht und spricht und spricht, Tag für Tag, Jahr für Jahr, saeculum für saeculum, nun bald ins fünfte Jahrhundert hinein.

\*

Wie diese Obelisk und Säulen jeweils auf der letzten Seite, so darf ihr Übersetzer und Cicero in diesem letzten Absatz noch im eigenen Namen sprechen: Ich bekenne offen, dass ich mich vor diesen Inschriften manchmal irgendwo, irgendwie am Anfang vom Ende meines Lateins gefunden habe, und zugleich freudig, dass diese sprechenden Steine die Ewige Stadt für mich zu einer auch unbildlich „sprechenden“ Stadt gemacht haben. Sie bieten, was Papst Innozenz X. auf der Piazza Navona den dort „Spazierenden“ in Gestalt des „mit Nilotischen Rätselzeichen beschriebenen“ Obelisk, der vier „darunter hinstömenden Flüsse“ und der über all das „triumphierenden“ Taube mit dem Ölzweig so „großartig“ zu spenden verheißt: *meditantibus escam*, „den Nachdenkenden – verlockende – Nahrung“.

Anmerkung der LF-Redaktion

Die vollständigen Inschriften-Texte und zahlreiche weitere, meist päpstliche Inschriften finden sich in folgender Publikation:  
Roms sprechende Steine. Inschriften aus zwei Jahrtausenden, gesammelt, übersetzt und erläutert von Klaus Bartels, durchgesehene und ergänzte 4. Auflage, Mainz: Philipp von Zabern 2012 (308 S.; ca. 14 s/w-Abb; ISBN : 978-3-8053-4478-4 ; € 39,99 [D] / € 41,20 [A])

Die regional in vierzehn „Gänge“ zwischen Peterskirche und Lateran, Porta del Popolo und Porta S. Paolo gegliederte Sammlung bringt gegen zweihundert ausgewählte Inschriften, zeilengetreu dargestellt und übersetzt und durchgehend erklärt. Die Sammlung ist auch als e-Book erhältlich.



## LATEIN FORUM BIBLIOTHEK

**Friedrich Maier: Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur**, München: J. Lindauer 2011 (208 S., ISBN: 978-3-87488-428-0, € 25.- [D])

### Hermann Niedermayr

Der Nestor der lateinischen Fachdidaktik des deutschsprachigen Raumes legt hier zehn Universitätsvorlesungen vor, die er im Rahmen des Seniorenstudiums gehalten hat. Viele dieser „Glanzlichter“ sind in ihren Grundzügen bereits aus früheren Publikationen des Autors bekannt<sup>1</sup>; trotzdem gelingt es ihm, den von ihm ausgewählten Themen neue Aspekte abzugewinnen sowie aktuelle Texte und aussagekräftige Bilder hinzuzufügen. Die zehn Kapitel des Buches sind inhaltlich aufeinander abgestimmt und präsentieren „lateinische Kerntexte“, die sich als „unaufhörlicher Inspirationsquell in der kulturellen Entwicklung Europas erwiesen haben“ (S. 4).

Das erste Kapitel trägt den Titel: „Glauben Sie, dass das Leben einen Sinn hat?“ Diskurs im „natürlichen Mekka der Philosophie“ (S. 5–26). Maier durchmustert hier die antiken Glücksmodelle und zieht den aporetischen Schluss, dass es auf die Frage nach dem Glück „keine eindeutige, einheitliche und konsensfähige Antwort“ (S. 24) gebe. Zentrale medizinethische Fragen erörtert die zweite Vorlesung „Der Arzt zwischen Wollen und Sollen. Der Eid des Hippokrates und seine weltweite Wirkung“ (S. 27–48). Ausgangstext ist die von Ianus Cornarius (1500–1558) angefertigte lateinische Fassung des Eides. Im dritten Kapi-

tel „Demokratie – Glanz und Elend eines Staatsmodells. Von Perikles, Platon und Cicero bis Thomas Jefferson“ (S. 49–71) stilisiert Maier die Schlacht von Salamis zum „Wendepunkt der Weltgeschichte“ (S. 55) und rühmt das attische Amnestiegesetz, das Thrasybulos nach dem Sturz des Regimes der 30 Tyrannen erließ, mit den Worten des Nepos als „Kernholz der Freiheit“ (*robur libertatis*).

Die vierte Vorlesung „Schicksalsmacht und Forschungswahn. 'König Ödipus' gestern und heute: Sophokles und Strawinsky“ (S. 72–97) geht von einer präzisen Aufbauanalyse des sophokleischen Dramas aus und stellt der antiken Fassung das vom russischen Komponisten vertonte Oratorien-Libretto gegenüber, das der spätere Kardinal Jean Daniélou (1905–1974) ins Lateinische übersetzt hat. Das fünfte Kapitel ist überschrieben: „Die Heroen der denkenden Vernunft“. Die Entdeckung des Geistes und das Erbe des Sokrates (S. 98–113). Maier würdigt hier den

Beitrag zur wissenschaftlichen Welterklärung, der von den Vorsokratikern geleistet wurde, und kontrastiert damit das anthropozentrische Philosophieren des Sokrates.

Ins Mittelalter führt die sechste Vorlesung mit dem Titel „Der 'Sonnengesang' – eine Friedensbotschaft. Franziskus' Hymnus und seine moderne Rezeption“ (S. 114–137). Das *Canticum fratris Solis vel laudes creaturarum* dichtete Franziskus zwar in der umbrischen Volkssprache; ein Minorit übersetzte es aber wenige Jahre nach dem Tod des Heiligen (1226) ins Lateinische. Thematisch verwandt ist das nächste Kapitel: „Die Sonne – Gestirn zwischen Glaube und Wissenschaft. ‚Königliche Gottheit‘ oder ‚kosmischer Glutofen‘?“ (S. 138–150). Hier spannt Maier einen Bogen von Echnatons Sonnenhymnus über das Lob der Sonne, das Kopernikus in seinem Hauptwerk *De revolutionibus orbium caelestium* (1,10,21f.) anstimmt, bis zu Ingeborg Bachmanns Gedicht „An die Sonne“.

<sup>1</sup> Drei Kapitel des neuen Büchleins überschneiden sich teilweise stark mit drei Beiträgen in Friedrich Maiers Kleinen Schriften „In unserem gemeinsamen Haus ...“. Bausteine Europas, München/Bamberg 2005.



Im Zentrum der achten Vorlesung „Hannibal ad portas! 'Der Sieger, der verlieren musste.'“ (S. 151–172) steht die Hannibal-Vita des Cornelius Nepos sowie die berühmten Worte des punischen Reiterführers Maherbal „*Vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis*“ (Livius 22, 55). Ausgehend vom Sirmio-Gedicht Catulls (c. 31) und der Exildichtung Ovids interpretiert das neunte Kapitel zwei moderne Gedichte Weinhebers und Nietzsches, die ebenfalls um die Heimatlosigkeit kreisen („Weh dem, der keine Heimat hat!“ Ein Brückenschlag über zwei Jahrtausende; S. 173–185). In der letzten Vorlesung „*Carmina Burana* und Carl Orffs Vertonung. Weltverständnis und Lebensgefühl im Mittelalter“ (S. 186–207) bespricht Maier bekannte Gedichte aus den *Carmina Burana*, u.a. die beiden Fortuna-Gedichte.

Man darf dem unermüdeten Autor bescheinigen, dass er im vorliegenden Buch tatsächlich Texte besprochen hat, „die über die Zeiten hin Wirkung erzielt haben und unsere Welt mitbestimmen“ (S. 4). Die einzelnen Kapitel beleuchten das jeweilige Problem aus mehreren Blickwinkeln und eignen sich daher (auch wegen der sorgfältig ausgewählten Illustrationen und erhellenden Strukturskizzen) als Grundlage für einschlägige Lektüreprojekte im Lateinunterricht.

**Tyrolis Latina. Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol.** Hg. von Martin Korenjak, Florian Schaffenrath, Lav Šubarić und Karlheinz Töchterle,

Bd. 1: Von den Anfängen bis zur Gründung der Universität Innsbruck;

Bd. 2: Von der Gründung der Universität Innsbruck bis heute,

Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2012

(1325 S., ISBN: 978-3-205-78868-3, € 149.-)

Hermann Niedermayr

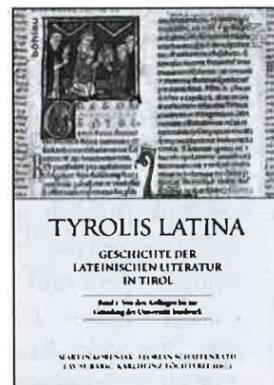
„Noch die kleinste und randständigste europäische Nationalliteratur ist besser bekannt als die neulateinische, obwohl in jedem europäischen Land bis 1600, in einigen sogar bis 1700 und darüber hinaus die lateinische Literaturproduktion die nationalsprachliche übertrifft. So bleibt der Blick auf das vormoderne Euro-

pa, den die Literaturgeschichte, die Sprachgeschichte, in geringerem Maße sogar die Geschichte der Philosophie und der Wissenschaften bieten, einseitig, weil der lateinische Teil entweder zu kurz kommt oder ganz fehlt.“ Diese Sätze aus Jürgen Leonhardts Darstellung der lateinischen Sprachgeschichte<sup>2</sup> weisen treffend auf die paradoxe Situation hin, dass für die genannte Epoche der Erforschungsgrad der in der damaligen *lingua franca* verfassten Texte im Vergleich zu den parallel entstehenden nationalsprachlichen Literaturwerken beklagenswert gering ist. Manche neulateinische Texte sind zudem nicht einmal publiziert und warten noch darauf, in Bibliotheken und Archiven entdeckt und digitalisiert zu werden. Vorhandene Überblicksdarstellungen<sup>3</sup> konzentrieren sich meist auf bestimmte Epochen oder Nationalstaaten oder wollen lediglich den ersten Zugang zur weitgehend unbekanntem Welt der neulateinischen Literatur erschließen.

Es ist das große Verdienst einer an der Universität Innsbruck (Institut für Sprachen und Literaturen, Abteilung für Gräzistik und Latinistik) beheimateten Projektgruppe, einen neuen, erfolgversprechenden Weg beschritten zu haben, um diese schmerzliche Forschungslücke zu schließen. In weiser Beschränkung auf die regionale Latinität der historischen Landschaft Tirol (Nord-, Ost-, Südtirol sowie Trentino) durchforsteten die Projektmitarbeiter systematisch die einschlägigen Bestände der wichtigsten Bibliotheken dieses Raumes. Dabei beschränkten sie sich nicht nur auf die Bibliotheken der größeren Stifte und Universi-

<sup>2</sup> Jürgen Leonhardt, Latein. Geschichte einer Weltsprache, München 2009, 5 (dazu die Besprechung im Latein Forum 71, 2010, 86–94).

<sup>3</sup> Zu nennen sind etwa: Georg Ellinger, Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert, 3 Bde., Berlin/Leipzig 1929–1933 (ein Torso, da von Bd. 3 nur die erste Abteilung erscheinen konnte); Jozef Jsewijn / Dirk Sacré, Companion to Neo-Latin Studies, 2 Bde., 2. Aufl. Löwen 1990 und 1998).



täten, sondern bezogen auch die Archive von Schulen und anderen Institutionen mit ein. Die dabei zutage geförderten, mitunter bisher völlig unbeachteten Handschriften und Drucke bildeten die Materialgrundlage für eine umfangreiche Datenbank. Insgesamt konnte man nicht weniger als ca. 7000 Texte erfassen. Erfreulicherweise legte man einen weit gefassten Literaturbegriff zugrunde, d.h. man bezog auch die weit gefächerte neulateinische Fachliteratur mit ein. Lediglich die lateinischen Urkunden und Inschriften mussten aus verständlichen Gründen unberücksichtigt bleiben. Die Arbeit an dem vom Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) finanzierten Projekt setzte im Frühjahr 2002 ein und konzentrierte sich zunächst auf Recherche und Aufbau der Datenbank. In einem zweiten Schritt ging man daran, die vorliegende monumentale Literaturgeschichte zu schreiben. Die wissenschaftliche Projektleitung hatte kein Geringeres inne als Karlheinz Töchterle, der ehemalige Rektor der LFU Innsbruck und nunmehrige Bundesminister für Wissenschaft und Forschung. Aus Mitarbeitern dieses FWF-Projekts „Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol“ rekrutiert sich auch das Kernteam des Anfang 2011 in Innsbruck eingerichteten Ludwig-Boltzmann-Instituts für Neulateinische Studien<sup>4</sup>.

Zum Verständnis des Gesamtwerkes müssen vorab die gewählten Gliederungskriterien dargestellt werden. Markante Einschnitte in der Tiroler Landesgeschichte, die sich auch auf die Produktionsbedingungen der lateinischen Literatur auswirkten, legten folgende Einteilung nahe:

- Von den Anfängen bis zu Meinhard II. und der Begründung der Tiroler Landeseinheit (um 1285)
- Von der Tiroler Landeseinheit bis zum Tod Kaiser Maximilians I. (1519)
- Das 16. Jh. bis zum Tod Erzherzog Ferdinands II. von Tirol (1595)
- Das 17. Jh. bis zum Aussterben der Tiroler Linie der Habsburger (1665) und zur Gründung der Universität (1669)

<sup>4</sup> Florian Schaffenrath / Stefan Tilg, Frischer Wind aus der Frühen Neuzeit: Das Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien, in: Latein Forum 76, 2012, 26–33.

- Von der Gründung der Universität bis zur Aufhebung des Jesuitenordens (1773)
- Von der Vertreibung der Jesuiten bis zur Revolution 1848
- Von der Revolution 1848 bis heute.

Innerhalb dieser sieben Abschnitte finden sich nach einem „Epochenbild“ zumeist folgende gattungsspezifische Rubriken: Dichtung, Theater, Rhetorik, Geschichtsschreibung, Biographie, Epistolographie, Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, Medizin und Rechtswissenschaft. Angesichts der unüberschaubaren Fülle von neulateinischen Literaturwerken kann die *Tyrolis Latina* keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben; es wurde aber ein repräsentativer Querschnitt durch das Erhaltene angestrebt.

Der beträchtliche Umfang der *Tyrolis Latina* macht es unmöglich, eine klassische Buchbesprechung vorzulegen. Mit einigen allgemein gehaltenen Floskeln wäre den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift zudem schwerlich gedient. Stattdessen soll im Folgenden ein geraffter Durchgang durch das Gesamtwerk geboten werden, der in durchaus subjektiver Auswahl repräsentative Werke hervorhebt und Appetit auf das Ganze machen möchte.

Gewissermaßen als Vorspann ist das erste Kapitel anzusprechen, das die früh- und hochmittelalterliche Geschichte Tirols darstellt (dieses „Epochenbild“ zeichnet der Mediävist Josef Riedmann; S. 21–30) und in einem gattungsübergreifenden Überblick aus der Feder von Univ.-Prof. Gabriele Kompatscher (S. 31–52) das mittellateinische Schrifttum Tirols würdigt. Da die moderne Forschung mehrheitlich das Kloster Neustift bei Brixen als Entstehungsort der *Carmina Burana* vermutet, werden kurz Inhalt und literarische Bedeutung dieses berühmten Liederbuches dargestellt (S. 40–44). Die hagiographischen Werke des Bischofs Ardeo von Freising (*Vita Corbiniani* und *Vita Haimhrammi*) werden ebenfalls in die Darstellung einbezogen. Derselben Gattung gehört der *Liber epilogorum in gesta sanctorum* des Bartholomäus von Trient an. Zu den in diesem Werk gewürdigten Heiligen zählt auch der hl. Romedius<sup>5</sup>. Bereits in die-

<sup>5</sup> Text und Übersetzung dieser ältesten *Vita Romedii* bei Christoph Haidacher, Die Vita des

sem Kapitel zeigt sich ein besonderer Vorzug des Gesamtwerkes: Es werden nicht nur die nötigen Daten zu Leben und Werk (Überlieferung, Datierung, Inhalt, Sprache, Intention, Rezeption) referiert, sondern auch kurze Ausschnitte aus den besprochenen Werken im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung angeführt. So kann sich die Leserin oder der Leser selbst ein Bild von der stilistischen Qualität der einzelnen Autoren machen. Das zweite Kapitel, das sich dem Spätmittelalter und der beginnenden Neuzeit widmet, ist wesentlich umfangreicher. Das einschlägige „Epochenbild“ entwirft Lav Šubarić, der für alle organisatorischen Belange des Projektes zuständig war (S. 55–65). Während unter den Meinhardinern und den frühen Habsburgern die Produktion neulateinischer Schriften noch bescheiden anmutet, nehmen mit dem Aufkommen des Humanismus und durch das Mäzenatentum energischer Landesfürsten (Sigmund der Münzreiche, Maximilian I.) die Zahl und die Qualität der Werke bedeutend zu. Auf das Epochenbild folgen separate Abschnitte zu den einzelnen Literaturgattungen: Der Innsbrucker Ordinarius Martin Korenjak stellt das dichterische Schaffen dieser Epoche dar (S. 66–94), wobei der inhaltlich unerfreulichen lateinischen Simon-Dichtung, d.h. den poetischen Verklärungen der Ritualmordlegende um den Knaben Simon von Trient, besondere Bedeutung zukommt. Korenjak spricht hier treffend von „anlassgebundener Agitationsliteratur“ (S. 78). Hauptsächlich panegyrischen Charakters sind die im *Codex Fuchsmagen* gesammelten lateinischen Gelegenheitsgedichte sowie diejenigen Gedichte, die Pietro Bonomo seinem Förderer Blasius Hölzl widmete. Am humanistisch gesinnten Innsbrucker Hof des Erzherzogs Sigmund wirkte Johannes Matthias Tiberinus, der u.a. mit einem Epos über den Krieg gegen Burgund hervortrat. Literarisch bedeutend ist die *Nenia Sigismundi*, die der damals noch junge Humanist Jakob Locher anlässlich des Todes des Erzherzogs (1496) nach Ovids Vorbild verfasste. In dieser Zeit setzt auch die lateinische Beredsamkeit ein (ebenfalls von Korenjak dargestellt; S. 95–104). Hervorzuheben sind zwei Hochzeitsre-

heiligen Romedius, in: Latein Forum 58, 2006, 15–20.

den, welche die beiden Juristen Giasone Dal-Maino und Pandolfo Collenuccio anlässlich der Vermählung des Kaisers Maximilian I. mit Bianca Maria Sforza verfassten. Die zweite dieser epideiktischen Reden wurde kürzlich in dieser Zeitschrift ediert<sup>6</sup>.

Josef Riedmann und Ass.-Prof. Florian Schaffenrath stellen gemeinsam die Geschichtsschreibung dieser Zeit vor (S. 105–122). Von den Stifts- und Klosterchroniken, die als historiographische Hauptform dieser Epoche anzusprechen sind, verdient vor allem das *Registrum monasterii Montis Mariae* des Goswin von Marienberg hervorgehoben zu werden<sup>7</sup>. Zu den Glanzstücken dieser Chronik zählt etwa die Schilderung der vom Autor selbst erlebten Pest des Jahres 1348. Die historische Monographie dieser Zeit ist durch Konrad Wengers *Belligraphia* vertreten, die in glänzendem Humanisten-Latein den Krieg Erzherzog Sigmunds mit Venedig (1487) schildert. Als Beispiel für eine lateinische Reisebeschreibung hätte man die *Relatio de marina peregrinatione* des aus Vils stammenden Balthasar Springer anführen können, obwohl die deutsche Version dieses Reiseberichtes (die 1509 gedruckte „Meerfahrt“) größere Bekanntheit genießt<sup>8</sup>. Die Aufgabe, das biographische Schrifttum dieser Zeit darzustellen, fiel Wolfgang Kofler zu, der im Herbst 2012 als *Propter-homines*-Professor an die LFU Innsbruck berufen wurde (S. 123–129). Neben einer von einem unbekanntem Autor verfassten *Romedius-Vita*, welche die Version des Bartholomäus bedeutend an Umfang übertrifft, ist das auto-

<sup>6</sup> Christoph Haidacher, „Vive ac vince, gloriosissime imperator“. Die *Oratio ad augustissimum principem Maximilianum* des Pandulphus Collenucius als Beispiel panegyrischer Literatur am Hof Maximilians I. zu Innsbruck, in: Latein Forum 72, 2010, 1–23.

<sup>7</sup> Christine Roilo / Raimund Senoner (Hg.), *Das Registrum Goswins von Marienberg*, Innsbruck 1996 (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 5).

<sup>8</sup> Edition des lateinischen Textes (auf der Basis des Cod. 219, fol. 36–45 der UB Gießen) samt deutscher Übersetzung durch Alexander Erhard, Balthasar Springer – *Relatio de marina peregrinatione*. FBA Innsbruck 2007. Zur Seefahrt dieses Tirolers nach Indien vgl. auch Rez., Balthasar Springer und Amerigo Vespucci: Zwei Seefahrer und Ethnographen in ihren wechselseitigen Beziehungen, in: Latein Forum 60, 2006, 45–58.

biographische *Diarium* des Brixener Bischofs Ulrich Putsch (trotz des Titels kein Tagebuch, sondern eher ein Rechenschaftsbericht) besonders erwähnenswert. Den Abschluss dieses Abschnittes bildet die berühmte Ethnographie der Bewohner des Sarntals, die Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., in seine *Commentarii* eingelegt hat<sup>9</sup>. Der Epistolographie der Epoche widmen sich die Historikerin Ass.-Prof. Christina Antenhofer sowie der am Franziskanergymnasium Bozen unterrichtende Lukas Oberrauch (S. 130–142). Sehr aufschlussreich für die Mehrsprachigkeit der damaligen Zeit ist die Korrespondenz zwischen dem in Lienz residierenden Grafen Leonhard von Görz und der Markgrafenfamilie von Mantua. Durch hauptsächlich auf Latein verfasste Biefe wurde die konfliktreiche Ehe des letzten Görzer Grafen mit Paola de Gonzaga angebahnt<sup>10</sup>. Auch in Tirol blühte die Gattung des Humanistenbriefes, wofür exemplarisch ein Brief des Johannes Fuchsmagen aus Hall an Johannes Reuchlin angeführt werden kann.

Oberrauch stellt anschließend das musiktheoretische Schaffen dieser Epoche vor (S. 143–146). Die bedeutendste Persönlichkeit auf diesem Gebiet ist zweifellos Petrus Tritonius Athesinus, der mit seinen *Melopoiae* ein äußerst einflussreiches Werk vorlegte. Die zwei Briefe, die dieser Bozener Humanist (sein eigentlicher Name ist Peter Treibenraiff) an Celtis richtete, wurden im vorausgehenden Abschnitt „Brief“ behandelt (S. 136–139). Hier (und an mehreren anderen Stellen der Literaturgeschichte) zeigt sich die unvermeidliche Problematik des gattungsspezifischen Gliederungsprinzips: Autoren, deren Werke verschiedenen Gattungen angehören, erfahren keine zusammenfassende Darstellung, sondern werden gewissermaßen „tranchiert“ dargeboten. Dementsprechend wird im folgenden, von der Südtiroler Historikerin Erika Kustatscher und von Martin Korenjak verfassten Abschnitt „Kirchliches Schrifttum“ (S. 147–

<sup>9</sup> Sebastian Posch, Enea Silvio Piccolomini (Pius II.), Beschreibung des Sarntales, in: Latein Forum 15, 1991, 16–24.

<sup>10</sup> Christina Antenhofer, „*Illustris et excellens domine, frater et fili carissime ...*“ Einblicke in eine lateinische Familienkorrespondenz, in: Latein Forum 40, 2000, 53–66.

166) erneut auf Bischof Ulrich Putsch eingegangen. Besonderes Augenmerk verdient hier die durch Hexenprozesse stimulierte Abhandlung *De lamiis et phitonicis mulieribus* des Ulrich Molitoris. Im Abschnitt „Philosophie“, der von Stefan Tilg, dem jetzigen Direktor des Innsbrucker Ludwig-Boltzmann-Instituts verfasst wurde (S. 167–188), darf natürlich der als Brixner Oberhirte unglücklich agierende Nicolaus Cusanus nicht fehlen. Tilg beschränkt sich auf eine kurze Würdigung derjenigen Werke, die der berühmte Kardinal in seiner Brixner Zeit verfasste. Die zweite singuläre Gestalt der philosophischen Literatur Tirols ist der weit weniger bekannte Paulus Ricius, der in seinen fast 20 philosophischen Schriften eine Synthese von jüdischer Kabbala, Christentum und aristotelischer Lehre vollzog. Im Abschnitt „Medizin und Naturwissenschaft“ (S. 189–197), für den Lav Šubarić verantwortlich zeichnet, interessiert besonders ein Traktat über die Kur der Syphilis durch das Guaiakholz, den der landesfürstliche Leibarzt Nicolaus Pol schrieb. Die Rechtshistorikerin Christine Lehne behandelt abschließend die rechtswissenschaftlichen Werke dieser Zeit (S. 198–212), unter denen die Streitschriften des Kanzlers Gregor von Heimburg gegen Kardinal Cusanus herausragen.

Das Epochenbild zum dritten Kapitel wurde vom Projektleiter Karlheinz Töchterle gezeichnet (S. 215–224). Der bedeutendste Landesfürst dieser Zeit ist der auf Schloss Ambras residierende Erzherzog Ferdinand II. (1567–1595). Schon dessen Vater, Kaiser Ferdinand I., hatte die Jesuiten nach Tirol berufen, die unter Petrus Canisius in Innsbruck und Hall bedeutende Kollegien, aber auch das heutige Akademische Gymnasium Innsbruck gründeten (1562). Der von Kofler und Korenjak verfasste Abschnitt „Dichtung“ (S. 225–265) setzt mit Petrus Tritonius ein, der als Epistolograph und Musiktheoretiker bereits im vorigen Kapitel zur Sprache kam. Hier wirkt es fast pedantisch, dass ein und dieselbe Persönlichkeit zwei verschiedenen Epochen zugeordnet wird, und das wohl nur deshalb, weil Treibenraiffs poetisches *Enchiridium*, ein Hilfsbuch für den Lateinunterricht, erst 1521 gedruckt wurde (der Hauptteil der Schrift ist allerdings schon 1513, also noch zu Lebzeiten Kaiser Maximilians, entstanden). Die umfangreichen *Scho-*

*lastica Oenipontana* bestehen aus Schulgedichten, die zum Schuljahresbeginn, bei Preisverleihungen oder bei kirchlichen Hochfesten vorgetragen wurden. Der primär als Historiker bekannte Christoph Wilhelm Putsch trat auch als Dichter hervor: Zu Ehren des Patrons der Innsbrucker Stadtpfarrkirche verfasste er in elegischen Distichen eine *Historia divi Iacobi maioris apostoli*, aber auch den lateinischen Text eines Einblattdruckes über die Gründung des Stiftes Wilten<sup>11</sup>. Ebenfalls für einen Einblattdruck dichtete Georg Roner die Elegie *Austria carmine illustrata*, welche die Macht des Kaisers Ferdinand I. preist<sup>12</sup>. Die in Trient ansässige Familie Madruzzo steht im Mittelpunkt mehrerer panegyrischer Dichtungen, von denen das Epos *Madrucias* des Humanisten Johann Engerd (genannt Stenechthon) wohl poetisch am gelungensten ist. Ganz in der Nachfolge Vergils steht der *Palaemon*, ein bukolisches Gedicht des Paul Ottenthaler<sup>13</sup>. Der bedeutendste lateinische Dichter am Hof Erzherzog Ferdinands war Gerhard de Roo, der in seinen *Varia carmina atque epigrammata* vor allem mit Catull in Wettstreit tritt. Von ihm stammt auch eine Versifizierung des alttestamentlichen Buches der Weisheit (*Sapientia Salomonis*). In die Tradition des Lehrgedichts reiht sich die *Paedotrophia* des Trientner Arztes Giulio Alessandrini ein. Die Schrecken der alpinen Gebirgswelt Tirols

schildert schließlich das Gedicht *Itineris Italici hodoeporicon* des Georg Sabinus<sup>14</sup>.

Der von Stefan Tilg verfasste Abschnitt „Theater“ (S. 266–281) konzentriert sich auf die rasch aufblühenden Jesuitendramen, die trotz ihrer meist hohen literarischen Qualität primär als Schulübungen betrachtet und daher nur selten gedruckt wurden<sup>15</sup>. Vielfach lässt sich ihr Inhalt lediglich aus den erhaltenen Inhaltsangaben, den sog. Periochen, erschließen. Den drei Innsbrucker Dramen über die hl. Katharina kommt vor allem deshalb literaturgeschichtliche Bedeutung zu, weil es sich um die frühesten Zeugnisse des Märtyrerdramas handelt<sup>16</sup>. Den Typus des „Bildungsdramas“ repräsentiert der *Ludus de instauratione studiorum* des Jakob Pontanus SJ<sup>17</sup>. Innerhalb der Beredsamkeit dieser Epoche (darüber Korenjak, S. 282–306) herrscht die vor allem in Trient praktizierte Panegyrik vor. In Innsbruck hielt der (auch als Dichter tätige) Hofadvokat Georg Roner die Leichenrede auf Erzherzog Ferdinands erste Gattin Philippine Welser. Dem Unterrichtsbetrieb der Jesuiten in Innsbruck entspringen eine Reihe von Schulreden, die zu den üblichen Anlässen gehalten wurden. In mehrfacher Hinsicht ungewöhnlich ist die dem *genus deliberativum* zuzuordnende Rede des in Sterzing geborenen Lucas Geizkofler, die den Titel *De miseris studiosorum declamatio* trägt und tiefe Einblicke in das damalige Studentenleben bietet. Der Autor ist auch als Dichter hervorgetreten<sup>18</sup>.

<sup>11</sup> Edition der lateinischen und der deutschen (von Paul Ottenthaler stammenden) Fassung durch Claudia Sporer-Heis / Michael Sporer, „*De Haymone Gygante*“. Ein frühneuzeitliches Gedicht über die sagenhafte Gründung des Stiftes Wilten durch den Riesen Haymon, in: *Latein Forum* 60, 2006, 59–73.

<sup>12</sup> Claudia Sporer-Heis, „AUSTRIA CARMINE ILLUSTRATA PER GEORGIUM RONERUM [uris] U[triusque] D[octorem] TYROLENSEM“ – „Das Haus Österreich, verherrlicht durch ein Gedicht von Georg Roner, Doktor beider Rechte, aus Tirol“, mit Faksimile des Originalblatts, mit Übersetzung von Michael Sporer, Teilpublikation in *Tirol-Edition*, hg.v. Archiv-Verlag, o.O. o.J.

<sup>13</sup> Wolfgang Kofler, Paul Ottenthaler, *Palaemon*. Ein Tiroler Beispiel für das Fortleben von Vergils bukolischer Dichtung, in: Manuel Baumbach / Wolfgang Polleichtner (Hg.), *Innovation aus Tradition. Wissenschaftliche Perspektiven der Vergilforschung*, Trier 2013 (= *Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium* 93), 187–204 und 230–233.

<sup>14</sup> Karlheinz Töchterle, Das Gebirge Tirols in der „Italienischen Reise“ des Georgius Sabinus, in: *Latein Forum* 44, 2001, 1–7.

<sup>15</sup> Ausführlicher dazu Stefan Tilg, Die Entwicklung des Jesuitendramas vom 16.–18. Jahrhundert. Eine Fallstudie am Beispiel Innsbruck, in: Reinhold F. Gleis / Robert Seidel (Hg.), *Das lateinische Drama der Frühen Neuzeit. Exemplarische Einsichten in Praxis und Theorie*, Tübingen 2008 (= *Frühe Neuzeit* 129), 183–200.

<sup>16</sup> Stefan Tilg, Die Hl. Katharina von Alexandria auf der Jesuitenbühne. Drei Innsbrucker Dramen aus den Jahren 1576, 1577 und 1606, Tübingen 2005 (= *Frühe Neuzeit* 101).

<sup>17</sup> Ediert von Tilg im *Neulateinischen Jahrbuch* 8, 2006, 267–292.

<sup>18</sup> Dazu Florian Schaffenrath, Lucas Geizkoflers poetisches Schaffen. Die Familie Geizkofler zwischen Sterzing und Augsburg, in: *Der Schlerl* 81,9, 2007, 4–15.

Florian Schaffenrath stellt anschließend die in den beiden Zentren Trient und Innsbruck entstandenen Geschichtswerke der Epoche vor (S. 307–334). Das historiographische Hauptwerk des auch als Dichter wirkenden Christoph Wilhelm Putsch (ein weiteres Mal wird ein Lebenswerk durch Gattungsgrenzen zerrissen) sind die *Collectanea rerum memorabilium Tirolensium*. Eine ähnliche dichterisch-historiographische Doppelbegabung ist Gerhard de Roo, der neben seinen poetischen Werken die bedeutenden *Annales rerum belli domique ab Austriacis Habsburgicae gentis principibus gestarum* verfasste. Nicht eingegangen wird leider auf die Reiseberichte dieser Zeit, deren Route nicht selten durch Tirol führte. Hier ragt aus der Vielzahl einschlägiger Texte der *Hercules Prodicus* des Flamen Stephanus Vinandus Pighius hervor<sup>19</sup>. Der Gattung „Brief“ hat sich wiederum Martin Korenjak angenommen (S. 325–341). Mit Recht bezeichnet er die Korrespondenz zwischen Bernhard von Cles und Cristoforo Madruzzo als den interessantesten Briefwechsel dieser Zeit. Aus der Fülle des theologischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen und juristischen Schrifttums (S. 342–381) sei lediglich das hauptsächlich von Giulio Alessandrini verfasste *Consilium medicum* hervorgehoben. Dem Autor, einem Arzt aus Trient, ist man 100 Seiten zuvor schon als Dichter begegnet. Das vierte Kapitel setzt mit Stefan Tilgs „Epochenbild“ ein (S. 385–396). In den Mittelpunkt der Darstellung werden die Tiroler Regenten Maximilian der Deutschmeister (1602–1618), Leopold V. (1619–1632), dessen Witwe Claudia von Medici und deren Sohn Ferdinand Karl (1646–1662) gerückt. 1665 erlosch die Linie der Tiroler Habsburger, wodurch der Innsbrucker Hof seinen Status als kulturelles Zentrum verlor. Im folgenden Abschnitt „Dichtung“ (S. 397–435) geht Korenjak auf Jakob Balde SJ, den bedeutendsten neulateinischen Dichter mit Tirolbezug, nur *en passant* ein<sup>20</sup>. Einen

<sup>19</sup> Für den Unterricht erschlossen von Florian Schaffenrath, Ein Prinz reist durch Tirol. Stephanus Vinandus Pighius, *Hercules Prodicus* (1587), in: *Latein Forum* 52, 2004, 5–26; 53, 2004, 57–69 und 57, 2005, 39–49.

<sup>20</sup> Die Tirol-Gedichte Baldes behandelt Karlheinz Töchterle, Zur Hölle in Schwaz, gen Himmel in Hall: Jacob Balde und Tirol, in: *Latein Forum* 39, 1999, 38–65, und 40, 2000, 29–34; ders., Jesuitischer Redeschwall. Zu Balde Lyr. 3,8, in: Eckhard Lefèvre (Hg.), *Balde und Horaz*, Tübingen 2002 (= *NeoLatina* 3), 183–194.

aufschlussreichen Einblick in die Schuldichtung der damaligen Zeit gibt die Sammlung *Epigrammata*, die sich aus poetischen Produkten der Schüler der Innsbrucker Rhetorikklasse zusammensetzt. Manche dieser Jesuitenzöglinge hielten auch nach ihrer Gymnasialzeit der neulateinischen Epigrammatik die Treue, etwa der aus Rovereto stammende Giovanni Savioli, in dessen Todesjahr (1640) die Sammlung *Epigrammata sacra* erschien. Überhaupt nehmen in der neulateinischen Literatur dieser Zeit theologische Dichtungen großen Raum ein: Der dem Bozner Franziskanerkloster angehörende Bonaventura O'Connor verfasste ein hexametrisches Lehrgedicht *Helicon theologicus*, Giulio Perotti publizierte einen Gedichtband über den hl. Alexius, der Neustifter Chorherr Maximilian Heuffler (genannt Aggestor), versifizierte die Vita des seligen Hartmann. In den panegyrischen Bereich führen Epithalamien, die anlässlich der Hochzeit Leopolds mit Claudia de' Medici entstanden, und Genethliaca, welche die Geburt Ferdinand Karls feiern. Neben diesen Produkten der Habsburger-Panegyrik entstehen in Trient Gedichte zu Ehren der Fürstbischöfe aus dem Geschlecht der Madruzzo. Auch Brixen darf nicht nachstehen: Nicolao Inama feierte Fürstbischof Christoph Andreas von Spaur in einem *Carmen panegyricum*.

Die von Stefan Tilg gewürdigte Theaterproduktion dieser Epoche (S. 436–464) lässt sich leider oft nur in den Periochen greifen. Dies gilt leider auch für ein Stück des Haller Stadtphysikus Hippolytus Guarinoni, das 1621 die Ritualmordlegende des Anderl von Rinn auf die Haller Jesuitenbühne brachte. Eben dort wurden zwei Dramen des Jesuiten Simon Scharl aufgeführt, und zwar das zu Ehren der musikbegeisterten Claudia de' Medici verfasste Stück *De glorioso sanctae Caeciliae triumpho* sowie der amüsante *Misologus resipiscens*, der das Schulwesen selbst zum Gegenstand hat. Wie in der lyrischen Dichtung nimmt auch in der Dramenproduktion der berühmte Jakob Balde SJ eine Sonderstellung ein: Seine 1629 in Innsbruck uraufgeführte Komödie *locus serius theatralis* ist leider nur in einer

tischer Redeschwall. Zu Balde Lyr. 3,8, in: Eckhard Lefèvre (Hg.), *Balde und Horaz*, Tübingen 2002 (= *NeoLatina* 3), 183–194.

gekürzten Fassung erhalten. Anlässlich der Hochzeit des Erzherzogs Ferdinand Karl mit Anna de' Medici wurde das (vielleicht von Vitus Dinzl verfasste) Friedensspiel *Tyrolis pacifica* aufgeführt, gewissermaßen die erste Oper Tirols<sup>21</sup>. Die Beredsamkeit des beginnenden 17. Jh. stellt wiederum Martin Korenjak dar (S. 465–479). Hier begegnet man abermals bekannten Namen: Nicolao Inama verfasste eine gekonnte *laudatio funebris* auf den Trienter Fürstbischof Lodovico Madruzzo (1600) sowie vier Jahre später einen Panegyricus auf die Ernennung des Carlo Gaudenzio Madruzzo zum Kardinal. Zwei ungewöhnliche Festreden auf den Amtsantritt des Brixener Fürstbischofs Daniel Zenn (1627) stammen vom bereits erwähnten Hippolytus Guarinoni. Der aus Nürnberg stammende Jurist Caspar Pansa hielt 1618 die Leichenrede auf Erzherzog Maximilian den Deutschmeister. Unter den Schulreden des Innsbrucker Jesuitenzöglings Andreas Castner ragt die patriotische Rede *De laudibus Tirolis* hervor.

Dass die erste Hälfte des 17. Jh. als „Goldenes Zeitalter“ der Tiroler Geschichtsschreibung anzusprechen ist, betont Lav Šubarić zu Beginn seiner Darstellung dieser Gattung (S. 480–504). Matthias Burgklechner, der sein historiographisches Hauptwerk „Tyrolischer Adler“ in deutscher Sprache verfasste, veröffentlichte von den 16 geplanten Bänden seiner mit Christi Geburt einsetzenden lateinischen Universalgeschichte *Thesaurus historiarum* lediglich die beiden ersten Bände. Eine umfassende Geschichte des Hauses Habsburg (*De principibus Habsburgi-Austriacorum vita, moribus, rebus gestis*) nahm der aus Freiburg i.B. stammende Franciscus Guillimannus in Angriff; nach dem Tod des Autors (1612) übernahm Paul Windeck die Fertigstellung des Werkes. Der aus Apulien stammende und in Innsbruck als Hofprediger wirkende Franziskaner Diego Lequile stellte sich ebenfalls in den Dienst der habsburgischen Geschichtspropaganda und polemisierte in einer Schrift mit dem Titel *Anthippolithus seu calamus apologeticus* gegen die habsburgfeindliche *Disserta-*

<sup>21</sup> Stefan Tilg, *Spes aurei saeculi – Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter oder Tyrolis pacifica*. Ein Innsbrucker Jesuitenschauspiel zur Hochzeit Erzherzog Ferdinand Karls mit Anna von Medici (1646), Innsbruck 2002 (= *Tirolensia Latina* 4).

*tio de ratione status* des Hippolytus a Lapide. Demselben Hofprediger wird auch die *Festiva receptio* verdankt. Dabei handelt es sich um einen Augenzeugenbericht über die aufsehenerregende Konversion der schwedischen Exkönigin Christine zum Katholizismus (1655)<sup>22</sup>. Lequiles Hauptwerk ist die berühmte, auf sieben Bände angelegte *Pietas Austriaca*, in der vor allem die eheliche Treue der Habsburger idealisiert wird. Im Auftrag Maximilians des Deutschmeisters verfasste Jakob Schrenck von Notzing, der bereits 1601 den Prachtband *Augustissimorum imperatorum imagines* publiziert hatte, eine Geschichte des Deutschen Ritterordens (*Historia ordinis equestris*). Das Zisterzienserstift Stams fand in dieser Epoche zwei bedeutende Chronisten: den Prior Paul Gay, der seine *Historia Stambensis* auf drei Bücher anlegte, und den Stiftsarchivar Wolfgang Lebersorg, der seine *Chronica monasterii* in annalistischer Form verfasste<sup>23</sup>. Weniger bedeutend ist die Schrift *Origo et antiquitas coenobii Wilthinensis*, in welcher der Prior Wilhelm Bliemel die Geschichte des Prämonstratenserstiftes Wilten darstellt. Die Anfänge des Servitenordens schildert Augustinus Maria Romer in seiner sieben Bücher umfassenden *Servitus Mariana*. Im Reigen der Ordensgeschichten durften auch die Franziskaner nicht nachstehen: Felix Reineccius schrieb eine Abhandlung über die Innsbrucker Hofkirche (*Tractatus de ortu et progressu conventus Sanctae Crucis Oeniponti*), vor allem aber ein siebenteiliges Werk mit dem Titel *Sapientia Franciscana*, das sich Plutarchs Gastmahl der Sieben Weisen zum Vorbild nimmt.

Die von Florian Schaffenrath besprochenen biographischen Texte dieser Epoche (S. 505–516) widmen sich hauptsächlich der Hagiogra-

<sup>22</sup> Dazu Florian Schaffenrath, *Franziskanische Kolosse und Jesuitische Neue Welten. Bekehrung Königin Christines von Schweden in Innsbruck 1655 – die lateinischen Quellen aus Tirol*, in: *Neulateinisches Jahrbuch* 6, 2004, 203–223.

<sup>23</sup> Christoph Haidacher (Hg.), *Pater Wolfgang Lebersorgs Chronik des Klosters Stams* (Stiftsarchiv Stams, Codex D 40), Innsbruck 2000 (= *Tiroler Geschichtsquellen* 42). Außerdem ders., *Texte aus der so genannten Lebersorg-Chronik des Klosters Stams*, in: *Latein Forum* 50/51, 2003, 63–75.

phie: Der Ire Cherubin Maria O'Dale, der zu den ersten Novizen des Innsbrucker Servitenklosters zählt, verfasste eine Lebensbeschreibung des hl. Philippus Benitius, des fünften Ordensgenerals der Serviten (*Historia vitae*). Als sein Hauptwerk gilt die postum in fünf Büchern erschienene Vita der Anna Caterina Gonzaga: Der Ordensmann will hier nachweisen, dass die zweite Frau Erzherzog Ferdinands II., die als Witwe unter dem Ordensnamen Anna Juliana drei Klöster gegründet hatte, alle Voraussetzungen für die geplante Heiligsprechung erfüllt. Unter die Hagiographen reiht sich auch Hippolytus Guarinoni ein, der – allerdings in deutscher Sprache – das Leben der hl. Notburga beschrieb; dieses Werk erfuhr in seiner lateinischen Version weite Verbreitung<sup>24</sup>. Die Trienter Fürstbischöfe aus dem Geschlecht der Madruzzo fanden in Vigilio Vescovi ihren sprachmächtigen Biographen. Martin Korenjak präsentiert anschließend das epistolographische Schrifttum des 17. Jh. (S. 517–524), das im umfangreichen Briefwechsel (*Copiae litterarum*) des Stamser Priors Benedikt Stephani seinen Höhepunkt erreichte<sup>25</sup>.

Aus den theologischen Schriften dieser Zeit (dargestellt von Kustatscher und Korenjak, S. 525–544) sei lediglich die Arbeit über das Seefelder Hostienwunder herausgegriffen, die Felice Milensio zur Förderung der eucharistischen Frömmigkeit verfasste (*De quantitate hostiae contra errorem Oswaldi*). Innerhalb des philosophischen Schrifttums (dargestellt von Tilg, S. 545–554) verdienen die aus dem Logikunterricht des Innsbrucker Jesuitengymnasiums erwachsenen *Propositiones logicae* größeres Interesse. Der berühmte Astronom Christoph Scheiner<sup>26</sup>, ein Konkurrent Galileis und Mitentdecker der Sonnenflecken, wirkte

<sup>24</sup> *Freunde der Notburgakirche in Eben am Achensee* (Hg.), *Acta der Hl. Notburga* von Johannes Perierus, aus dem Lateinischen übersetzt von Florian Schaffenrath, Innsbruck 2001. Dazu F. Schaffenrath, *St. Notburga Superstar*. Johannes Perierus, *Acta Sanctae Notburgae*, Antwerpen 1753, in: *Latein Forum* 49, 2003, 1–8.

<sup>25</sup> Florian Schaffenrath (Hg.), *Die Briefe des Priors Benedikt Stephani aus Stams (1640–1671)*, Innsbruck 2006 (= *Tiroler Geschichtsquellen* 51). Für eine wissenschaftsgeschichtliche Würdigung Scheiners vgl. Franz Daxecker, *Der Physiker und Astronom Christoph Scheiner*, Innsbruck 2006.

von 1617 bis 1620 in Innsbruck und gilt als wichtigster Vertreter des naturwissenschaftlichen Schrifttums dieser Zeit (darüber Korenjak, S. 555–563). Während seines Aufenthalts in Tirol entstand die klar aufgebaute Schrift *Oculus, hoc est fundamentum opticum*. Der berühmteste medizinische Fachschriftsteller (darüber Šubarić, S. 564–583) ist der schon mehrfach erwähnte Hippolytus Guarinoni, der im sog. Wasser-Wein-Streit mit seiner Schrift *Hydroenogamia triumphans* gegen die konträren Ansichten seines Gegners Matthäus Clauß polemisierte und 1648 mit dem Dialog *Chylosophia* sein literarisch anspruchsvollstes Werk vorlegte. Aus dem rechtswissenschaftlichen Schrifttum (darüber Lehne, S. 584–592) sei das Rechtsgutachten des Tiroler Kanzlers Wilhelm Biener über den Steuerstreit des landesfürstlichen Hofes mit den Hochstiften Brixen und Trient hervorgehoben (*Deductiones historico-legales*).

Der zweite Band setzt mit dem Epochenbild aus der Feder von Lav Šubarić ein (S. 609–619). 1669 gründete Kaiser Leopold I. die Universität Innsbruck, womit wenigstens auf intellektueller Ebene das Ende der landesfürstlichen Hofhaltung ausgeglichen werden konnte. In der Dichtung (dargestellt von Korenjak, S. 620–657) ragt aus der vorherrschenden panegyrischen und religiösen Dichtung das Lehrgedicht *De praestantia logicae carmen* des Giovanni B. Graser heraus. In generischer Hinsicht bemerkenswert ist der *Applausus ad principem Eugenium*, weil hier – analog zum berühmten deutschsprachigen Prinz-Eugen-Lied – ein lateinisches Ereignislied vorzuliegen scheint<sup>27</sup>. Anlässlich der Wahl Kaspar Ignaz von Königs zum Brixner Fürstbischof (1703) verfasste ein unbekannter Jesuit die menippeische Satire *Regulus ab aquila exaltatus* (wobei *regulus* für Königl steht). Seinem Freund Jakob Balde tritt Adam Widl SJ zur Seite, der zeitweise in Innsbruck unterrichtete und in horazischer Manier drei Bücher Oden und ein Buch Epochen dichtete. Lokalhistorisches Interesse verdient ein Epos auf eine Brandkatastrophe in Hall (*Tragicum epicinium*

<sup>27</sup> Dazu Martin Korenjak, *Applausus ad Principem Eugenium*. Ein neulateinisches Ereignislied, in: *Neulateinisches Jahrbuch* 10, 2008, 177–194.

in *nuperum Halae incendium*, 1741), das als Augenzeugenbericht konzipiert ist.

In seiner Übersicht über das Theaterschaffen (S. 660–700) hebt Tilg das Paradoxon hervor, dass aus dieser Zeit zwar besonders viele Periochen und Spieltexte von Jesuitendramen erhalten sind, diese aber bisher von der Forschung weitgehend ignoriert wurden. Dabei ist die szenische Dichtung dieser Epoche durchaus innovativ: Es entwickelt sich als neue Untergattung das erbauliche Meditationsdrama, das etwa durch das 1757 aufgeführte *Theatrum amoris et doloris* repräsentiert wird. Sakrale Themen treten zugunsten antiker Stoffe ganz zurück. Unter den Dramen mit antiken Helden als Protagonisten ragt der *Themistocles* des Anton Claus hervor. Dieser seit 1730 in Innsbruck wirkende Jesuit gilt geradezu als „lateinisches Pendant zu Gottsched“. Eine Besonderheit des Innsbrucker Jesuitentheaters ist die Bevorzugung von Themen der römischen Republik (z.B. *Brutus* oder *Cicero redux*). Parallel dazu führte der ehemalige Innsbrucker Jesuitenzögling Joseph Resch das Brixner Schuldrama zur Blüte. Erwähnt sei dessen Komödie *Praemia Aureliana*, in der die Sprachenvielfalt am Brixner Gymnasium thematisiert wird. Neben die Schuldramen treten als eigene Gattung musikdramatische Gratulationsszenen (*applausus*) für Ordensobere. Als Beispiele dafür seien die „Beifallsgedichte“ des Zisterziensers Cassian Primisser erwähnt, die er den Stamser Äbten Rogerius Sailer und Vigilius Granicher widmete. Bereits im Alter von 14 Jahren verfasste Clementino Vannetti aus Rovereto eine bemerkenswerte Komödie nach dem Vorbild von Plautus und Terenz, die den Titel *Lampadaria* trägt.

Das von Schaffenrath gewürdigte rhetorische Schaffen dieser Epoche (S. 708–725) ist nicht zuletzt durch die an der Universität Innsbruck gehaltenen Reden repräsentiert. Hier ist etwa Anton Roschmanns Rede *De claris viris Tyrolensibus* zu nennen<sup>28</sup>. An die Vertreter der verschiedenen Fakultäten richteten sich die

<sup>28</sup> Darüber ausführlicher Florian Schaffenrath, Anton Roschmanns Rede *de claris viris Tyrolensibus* (1728), in: Florian M. Müller / Florian Schaffenrath (Hg.), Anton Roschmann (1694–1760). Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistor, Innsbruck 2010, 35–53.

Universitätsreden des Ignaz Weitenauer SJ. Mit seinem umfangreichen Werk *Subsidia eloquentiae sacrae* legte dieser Jesuit auch ein theoretisches Werk zur Rhetorik vor. Stellvertretend für die Textsorte „Dialog“ sei das finanzgeschichtlich aufschlussreiche Werk *Quomodo sine aerarii foenore mellificandum* des Grafen Franz Adam von Brandis angeführt. Der folgende umfangreiche Abschnitt zur Geschichtsschreibung wurde von drei Autoren, nämlich von Šubarić, Schaffenrath und Patrik Kennel, gemeinsam verfasst (S. 726–777). Stilistisch bemerkenswert ist die Darstellung der Türkenkriege des Kaisers Leopold I. (*Historiae novissimi belli*) des aus Trient stammenden Ascensio Triangi: der Autor wählte sich dabei Tacitus zum Vorbild. Francesco Triangi trat gleich mit mehreren Werken in die historiographischen Fußstapfen seines Vaters (u.a. *De imperatore tractatus historico-politico-iuridicus, Relatio pro panegyrico in vitam Josephi I., Historia Caesaris Leopoldi Magni*). Die Ereignisse des sog. Bayerischen Rummels (1703), an die bekanntlich die Innsbrucker Annasäule erinnert, schilderte in verschlüsselter Form der Jesuit Ignaz Reydax in seiner Schrift *Epitome rerum Oenovallensium*<sup>29</sup>. Unter den Antiquaren dieser Zeit nimmt der bereits erwähnte Polyhistor Anton Roschmann, der erste Direktor der Innsbrucker Universitätsbibliothek, die erste Stelle ein. Neben mehreren Vorträgen, die er an der *Academia Taxiana* hielt (u.a. das Referat *Reliquiae aedificii Romani*, in dem er von der Entdeckung der römischen Ruinen von Aguntum berichtet<sup>30</sup>), verfasste er auch umfangreiche Monographien, vor allem die monumentalen *Inscriptiones*, die eine Beschreibung aller ihm bekannten römischen Funde aus Tirol enthalten<sup>31</sup> und auch heute noch für die archäologi-

<sup>29</sup> Florian Schaffenrath / Stefan Tilg (Hg.), Achilles in Tirol. Der „bayerische Rummel“ 1703 in der *Epitome rerum Oenovallensium*, Innsbruck 2004 (= *Tirolensia Latina* 5).

<sup>30</sup> Florian M. Müller / Florian Schaffenrath (Hg.), Anton Roschmanns lateinische Beschreibung der Ruinen von Aguntum, Innsbruck 2007 (= *Tirolensia Latina* 6).

<sup>31</sup> Michael Huber, Anton Roschmanns *Inscriptiones*. Text, Übersetzung, Kommentar, Innsbruck / Wien / Bozen 2009 (= *Monographien der Tiroler Landesmuseen* 1).

sche Forschung wertvoll sind<sup>32</sup>, sowie die Schrift *Veldidena*, die sich der historischen Geographie der Provinz Rätien widmet. Der aus Hall i.T. gebürtige Joseph Resch (ihm sind wir bereits als Vertreter des lateinischen Schultheaters begegnet) widmete sich in mehreren Werken der Geschichte des Bistums Säben-Brixen und den epigraphischen Denkmälern dieses Raumes (*Annales ecclesiae Sabionensis, nunc Brixinensis; Monumenta veteris ecclesiae Brixinensis*). Der ebenfalls schon im Abschnitt „Theater“ gewürdigte Cassian Primisser ist mit seinen monumentalen *Annales Stamsenses* der mit Abstand bedeutendste Verfasser von Stiftschroniken dieser Zeit.

Unter den biographischen Schriften der Epoche (dargestellt von Kompatscher und Korenjak, S. 778–787) sind die lateinischen Viten des Kartographen Peter Anich besonders erwähnenswert. Autobiographische Elemente fließen in das *Itinerarium* des Tiroler Priesters Georg Hausman ein, in dem er seine Reise durch mehrere europäische Staaten schildert. Der von Kofler verfasste Abschnitt über die Epistolographie (S. 788–796) wartet ein weiteres Mal mit bekannten Namen auf (Roschmann, Weitenauer, Primisser). Dasselbe gilt für den Abschnitt „Sprachdidaktik, Poetik, Philologie“ (dargestellt von Kompatscher und Korenjak, S. 797–806), in dem die Namen Resch, Primisser und Weitenauer wiederkehren. Das sprachdidaktische Hauptwerk des Letztgenannten mit dem Titel *Hexaglotton geminum* berichtet von seinen verblüffenden Unterrichtserfolgen (in maximal drei Stunden brachte er angeblich seinen Hörern das Hebräische bei). Weitenauers eindrucksvolle sechsbändige Biblexegese (*Biblia sacra*) steht am Schluss des Abschnittes über das theologische Schrifttum (verfasst von Kustatscher und Korenjak, S. 807–832). Die Gründung der Universität Innsbruck rief eine Fülle von Dissertationen der verschiedensten Fächer hervor, auf welche die Abschnitte „Philosophie und Naturwissenschaft“ (Tilg und Korenjak, S. 833–861), „Medizin“ (Oberrauch, S. 862–874) und

<sup>32</sup> Elisabeth Walde, Kunstwerke aus Altirol in den *Inscriptiones* von Anton Roschmann, in: Florian M. Müller / Florian Schaffenrath (Hg.), Anton Roschmann (1694–1760). Aspekte zu Leben und Wirken des Tiroler Polyhistor, Innsbruck 2010, 149–170.

„Rechtswissenschaft“ (Lehne und Kustatscher) erhellende Streiflichter werfen.

Die Aufhebung des Jesuitenordens 1773, der Anschluss Tirols an Bayern 1805, der Tiroler Aufstand 1809 und die Gründung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 1823 stellen die Eckdaten des von Schaffenrath verfassten Epochenbilds dar, das am Anfang des sechsten Kapitels steht (S. 909–917). Der durch die Vertreibung der Jesuiten hervorgerufene intellektuelle Aderlass zeigt sich schon im Abschnitt „Dichtung“ (ebenfalls von Schaffenrath gestaltet, S. 918–940). Es dominiert die von Geistlichen und Lehrern geschaffene Gelegenheitsdichtung. Diese literarische Ausdünnung betrifft auch die lateinische Beredsamkeit (verfasst von Korenjak, S. 941–952), die fast nur mehr im Trentino praktiziert wird. Die Historiographie (dargestellt von Schaffenrath und Kustatscher, S. 953–979) wird fast nur mehr von Ordensgeistlichen gepflegt. So verfasste Dismas Tuzer OFM eine Geschichte seines Ordens (*Chronicon provinciae Tyrolensis*), der Augustiner Chorherr Philipp Nerius Puell nahm eine unvollendete *Historia Tyrolensis* in Angriff, der Kapuziner Jeremias Käsbacher legte eine fünfbändige *Historia ecclesiastica Brixinensis* vor und der Zisterzienser Roger Schranzhofer beschrieb das Wirken der Äbte von Stams (*Selecta historiae Stamsensis*). Innerhalb des biographischen Schrifttums der Zeit (darüber handeln Kennel und Korenjak, S. 980–988) verdient vor allem der *Liber memorialis de Caleostro* größeres Interesse. Der vielseitige Literat Clementino Vannetti (von seinem Jugenddrama *Lampadaria* war bereits im fünften Kapitel die Rede) verfasste den Bericht über den Rovereto-Aufenthalt des berühmten Scharlatans in biblischer Sprache, wobei er sich eines einseitigen Urteils über die umstrittene Persönlichkeit enthält. Auch in der Epistolographie (dargestellt von Kofler, S. 989–997) ist Vannetti als wirkungsmächtigster Vertreter zu würdigen (*Epistularum libri quinque*).

Sogar im theologischen Schrifttum (darüber Kustatscher und Korenjak, S. 998–1021) verliert das Lateinische an Boden. Innerhalb der theologischen Teildisziplinen dominiert in dieser Epoche eindeutig die Moraltheologie. Der Abschnitt „Philosophie und Naturwissenschaft“ (von Tilg und Korenjak, S. 1022–1045)

registriert das „leise Ende“ der lateinischen Dissertationen abseits der Universität. Breiten Raum nimmt die Würdigung der hauptsächlich durch den Priester Johann Georg Lechleitner repräsentierten „Tiroler Schule“ des platonisch-christlichen Philosophierens ein (seine Hauptwerke tragen die Titel *Philosophica theoretica* bzw. *Philosophia practica – lus naturae*). Die medizinische Fachliteratur (darüber Šubarić, S. 1046–1055) entsteht vorwiegend im universitären Kontext. Eine Ausnahme bildet z.B. der Arzt Anton Canestrini, der 1801 eine Kampfschrift gegen die Onanie vorlegte (*Onanismus medice, politice et moraliter consideratus*). Das juristische Schrifttum (dazu Lehne, S. 1056–1069) nimmt nach 1812, dem Jahr der Einführung des ABGB, merklich ab. Rechtsgeschichtlich bemerkenswert ist die *Inquisitio criminalis contra Gulielmum Biener*, in welcher der für das Tiroler Kulturleben sehr verdienstvolle Andreas Alois di Pauli anhand der originalen Akten den Prozess gegen Kanzler Biener in lebendiger Form darstellt.

Das von Karlheinz Töchterle entworfene Epochenbild des Schlusskapitels (S. 1073–1078) bietet einen konzisen Überblick über die Entwicklung der Tiroler Latinität bis in die Gegenwart, wobei auch die wechselnden Bedingungen für den Lateinunterricht in den Blick genommen werden. Im Abschnitt „Dichtung“ räumt Stefan Tilg der einzigen neulateinischen Dichterin Alttirols, Luisa Anzoletti, gebührenden Raum ein. In ihrem 1885 veröffentlichten Kleinepos *In Sanctum Vigilium*, das zahlreiche Anklänge an Vergil aufweist, stellt sie Szenen aus der Vita des Trientner Schutzheiligen dar. Bemerkenswert ist ferner die katechetische Gebrauchsdichtung, die zwei in Bozen wirkende Priester, Anton Oberkofler und Mathias Missi, in ihrem Gemeinschaftswerk *Florale poeseos Christianae* vorlegten. Der Abschnitt „Prosa“ (verfasst von Kustatscher und Korenjak, S. 1109–1157) bespricht die theologischen Schriften dieser Zeit, von denen die *Manuductio spiritualis* des Gaudentius Guggenbichler OFM und die anonym erschienenen *Scintillae asceticae* hervorgehoben seien. Die stilistisch ausgefeilten Schriften des 2003 verstorbenen Vatikan-Latinisten Karl Egger bilden den krönenden Abschluss dieses Kapitels. Neben seiner lexikographischen Tätigkeit verfasste Carolus Egger eine Reihe belletristischer Texte

mit Tirolbezug, die 1960 unter dem Titel *Tirolensia Latina* als Taschenbuch erschienen. Obwohl die allein schon durch die Fülle der verarbeiteten Texte beeindruckende neulateinische Literaturgeschichte Tirols von mehreren Autoren geschrieben wurde, wirkt das Werk doch wie aus einem Guss. Zum raschen Erfassen des Inhalts tragen zahlreiche Marginalstichwörter bei. Die in den Text eingestreuten 179 Abbildungen sowie die am Ende des ersten Bandes beigegebundenen Farbtafeln vermitteln einen willkommenen optischen Eindruck von vielen im Druck oder handschriftlich vorliegenden Schriften. Integraler Bestandteil des Gesamtwerkes ist die von Johanna Luggin sorgfältig erstellte Bibliographie (S. 1162–1264), welche die besprochenen Quellentexte und die Forschungsliteratur getrennt anführt. Unverzichtbar für die Handhabung des Gesamtwerkes sind die umfangreichen Indices (S. 1271–1321), weil (trotz der Querverweise *suo loco*) nur von hier aus das gattungsüberschreitende Literaturschaffen mehrerer Autoren in voller Dimension sichtbar wird. Dieses schon mehrfach beklagte Auseinanderreißen von einheitlichen Lebenswerken stellt wohl das Hauptmanko der vorliegenden Literaturgeschichte dar; andererseits sei zugegeben, dass die gewählte Untergliederung nach Genera einen einheitlichen Zugriff ermöglicht. Es bleibt aber ohnehin zu hoffen, dass in den kommenden Jahren das neulateinische Literaturschaffen Tirols auf der Basis der *Tyrolis Latina* durch Monographien über herausragende literarische Persönlichkeiten, aber auch durch Editionen bisher ungedruckter Werke weiter erschlossen wird. Künftige Forschergenerationen finden hier reichlich Material vor, das ihnen als Ausgangspunkt für Diplomarbeiten und Dissertationen dienen kann.

Der dickleibige Doppelband lässt die immense Arbeit erkennen, die vom Projektteam mehr als ein Dezennium hindurch geleistet wurde. Die ansprechend gestaltete Publikation ist nicht nur für klassische Philologen, sondern zweifellos auch für Vertreter der modernen Philologie sowie für Regionalhistoriker von großem Nutzen. Aufgrund der konsequenten Berücksichtigung der neulateinischen Fachliteratur wird sie auch bei wissenschaftsgeschichtlich orientierten Theologen, Juristen

und Naturwissenschaftlern Beachtung finden. Nicht vergessen sollte man schließlich, dass sich manche der hier erfassten Texte vorzüglich als mögliche Themen für die flächendeckend an den AHS eingeführten sog. „Vorwissenschaftlichen Arbeiten“ eignen. Die beiden Bände der *Tyrolis Latina* sollten daher in den Schulbibliotheken der Tiroler Gymnasien nicht fehlen.

**Karl-Wilhelm Weeber: Von Achillesfersen und Trojanern. Wie die Antike im Deutschen fortlebt.** Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2012 (207 S., ISBN 978-3-15-010883-3, € 19,95 [D])

### Hermann Niedermayr



211 Begriffe, die auf Gestalten der griechischen Mythologie, auf Ereignisse der antiken Geschichte oder auf griechische bzw. lateinische Redewendungen zurückgehen und ins Deutsche Eingang gefunden haben, bilden den Inhalt des vorliegenden Reclam-Hardcover-Bandes. Im Deutschen entwickelte dieses sprachliche Erbe der Antike mitunter ein Eigenleben, sodass manche Begriffe heute gelegentlich nicht – im Sinn der Ausgangssprachen – korrekt verwendet werden (z.B. die im Titel aufscheinenden „Trojaner“). Das handliche Buch weist alle Vorzüge auf, die das gesamte Œuvre des um die Propagierung der klassischen Sprachen hochverdienten Autors<sup>33</sup> kennzeichnen: In geistvollen, stilistisch ansprechend gestalteten Kurzsays stellt Weeber die Ursprünge und Verwendungsweise dieser Begriffe dar und demonstriert somit in lehrreicher und zugleich amüsanter Weise,

wieviel antike Elemente (bewusst oder unbewusst) in unserem Kulturwortschatz fortleben. Unter dem Buchstaben A sind etwa folgende Stichwörter verzeichnet: Achillesferse, Adonis, Ägide, Ära, Äsculapstab, Akademie, Akten, Album, Amazone, Ambitioniert, Ambrosia, Amulett, Anarchie, Anekdote, Annalen, Apotheose, Arena, Argusaugen, Ariadnefaden, Arkadien, Asyl, Atlas, Atrium, Augiasstall, Augurenlächeln, Aura, Auspizien. Als kleine Kostprobe sei der Beginn des Artikels „ambitioniert“ angeführt (S. 11): „Wer ambitioniert ist, sollte, zumindest etymologisch gesehen, gut zu Fuß sein. Denn er kommt viel herum: Das lateinische *amb-ire* heißt 'herumgehen' und bezeichnete bei Amtsbewerbern ihre zielgerichteten Rundgänge in der Öffentlichkeit, auf denen sie Wähler ansprachen und um ihre Stimme baten. [...] Es lag nahe, ein intensives und häufiges 'Herumgehen' als 'Ehrgeiz' und 'Streben nach Gunst' zu interpretieren.“ In den darauf folgenden Sätzen zeigt Weeber den Zusammenhang zwischen *ambitus* (Bestechung im Wahlkampf) und *ambitio* (Ehrgeiz) noch deutlicher auf.

Auch wenn sich Weebers neues Buch primär an ein breiteres Publikum wendet, werden Lehrerinnen und Lehrer der klassischen Sprachen nicht nur mit Vergnügen darin lesen können, sondern mitunter auf für sie Neues stoßen: Wer weiß z.B., dass mit dem griechischen Fremdwort „Stigma“ (S. 168) im Lateinischen auch „Tattoo“ bezeichnet wird? Der Kontext der angeführten Belegstelle (Cic. off. 2, 25) macht klar, dass Cicero dort mit *stigmatias* (anders als in vielen gängigen Wörterbüchern angeführt) keinen „gebrandmarkten Sklaven“, sondern einen „tätowierten Barbaren“ meint. Ebenso wenig dürfte allgemein bekannt sein, dass *sacramentum* im Zwölftafelgesetz nicht etwa „Fahneneid“, sondern „von den Gerichtsparteien bei der Priesterschaft als Kautions hinterlegte Geldsumme“ bedeutet (S. 154).

Das sorgfältig lektorierte Buch ist so gut wie frei von Druckfehlern und sachlichen Versähen. Aufgefallen sind lediglich *magoi* statt richtig *mágoi* (S. 107) sowie das falsche Genus bei *cerasus* (S. 103: „den *cerasus*“, obwohl das lateinische Wort weder als „Kirschenbaum“ noch als „Kirsche“ maskulin sein kann). Bei „Penelope“ (S. 141) könnte man anmerken, dass der

<sup>33</sup> Seinem bekannten Werk *Rom sei Dank! Warum wir alle Caesars Erben sind*, Frankfurt a.M. 2010 (dazu vgl. die eingehende Besprechung von Reinhard Senfter, Latein Forum 76, 2012, 65–72, hat Weeber für das Griechische ein Werk mit verwandter Zielsetzung zur Seite gestellt: *Hellas sei Dank! Was Europa den Griechen schuldet. Eine historische Abrechnung*, München 2012.

Name von Odysseus' Gattin bestenfalls volksetymologisch mit ihrer Webe-List in Beziehung zu bringen ist, sich aber weit eher von einer bestimmten Entenart (*penélops*) ableitet. Das rundum empfehlenswerte Buch belegt ebenso wie die thematisch und stilistisch verwandten „Wortgeschichten“, die Klaus Bartels<sup>34</sup> verdankt werden, die ungebrochene Nachfrage nach Büchern, die den antiken Wurzeln ausgewählter Begriffe und Redensarten nachspüren.

**Handbuch der griechischen Literatur der Antike, hg. von Bernhard Zimmermann.**

**1. Bd.: Die Literatur der archaischen und klassischen Zeit.** (= *Handbuch der griechischen Literatur der Antike 1 = Handbuch der Altertumswissenschaft VII 1*), München: C.H. Beck 2011 (XXVIII u. 816 S., ISBN: 978-3-406-57673-7, € 138.- [D])

**Hermann Niedermayr**

**Handbuch der griechischen Literatur der Antike**

Herausgegeben von Bernhard Zimmermann  
Erster Band  
Die Literatur der archaischen und klassischen Zeit

Verlag C.H. Beck

Im traditionsreichen Handbuch der Altertumswissenschaft ist die Abteilung VII der griechischen Literaturgeschichte vorbehalten. 1889 erschien in dieser Reihe Wilhelm von Christ's handlicher Band „Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians“. Unter den Händen von Wilhelm

Schmid und Otto Stählin (dieser war für die christliche Literatur zuständig) wuchs diese Darstellung zu einem mehrbändigen Werk an, dessen letzte Bearbeitung sukzessive zwischen 1929 und 1948 erschien, in dem aber die attische Prosa des 4. Jh. v.Chr. ausgespart blieb. In den letzten 65 Jahren erweiterten einige

wichtige Neufunde unsere Kenntnis der griechischen Literatur. Vor allem aber haben interdisziplinäre Ansätze und die Anwendung neuer literaturwissenschaftlicher Methoden das traditionelle Bild, das man sich von der archaischen und klassischen Literatur gemacht hatte, entscheidend verändert.

Sowohl dem Beck-Verlag als auch dem Herausgeber, dem in Freiburg i.B. wirkenden Gräzisten Bernhard Zimmermann, kann man nicht genug dafür danken, gemeinsam den Plan zu einem dreibändigen Werk gefasst zu haben, das vom Umfang her in der Mitte zwischen den ausufernden Werkparaphrasen Schmid's einerseits und den knappen Überblicksdarstellungen neuerer Zeit<sup>35</sup> andererseits liegt. Einen ähnlichen Mittelweg schlug seinerzeit Albin Lesky ein, dessen bewährte Literaturgeschichte freilich heute den aktuellen Forschungsstand nicht mehr widerspiegeln kann<sup>36</sup>.

Der vorliegende Band, der bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges (404 v.Chr.) reicht, bietet nach einer knapp gehaltenen Einleitung des Herausgebers (S. 1–5) folgende acht Abschnitte, deren Bearbeitung anerkannten Fachleuten anvertraut wurde: Epische Dichtung (S. 7–123), Lyrik (S. 124–253), Philosophie (S. 254–288), Fachliteratur (S. 289–320), Fabel (S. 321–325), Historiographie (S. 326–423), Rhetorik (S. 424–450) und Drama (S. 451–800). Am Beginn der einzelnen Abschnitte führen die jeweiligen Verfasser umsichtig in die Geschichte der Gattung ein, dann würdigen sie in chronologischer Folge die Autoren und stellen deren Werke (samt Inhaltsangaben) vor. Breiten Raum nehmen die Darstellung aktueller Forschungskontroversen sowie die bibliographischen Angaben ein.

Das vom Düsseldorfer Gräzisten Michael Reichel bearbeitete Homer-Kapitel bietet einen

<sup>35</sup> Martin Hose, *Kleine griechische Literaturgeschichte. Von Homer bis zum Ende der Antike*, München 1999 (= Beck'sche Reihe 1326), Thomas Paulsen, *Geschichte der griechischen Literatur*, Stuttgart 2004 (auch: Reclams UB 17657).

<sup>36</sup> Albin Lesky, *Geschichte der griechischen Literatur*, 3. Aufl. Bern/München 1971 (zuletzt München 1993, dtv 4595). Wesentlich kürzer als Lesky halten sich Albrecht Dihle, *Griechische Literaturgeschichte*, Stuttgart 1967 (= Kröners Taschenausgabe 199; 3. Aufl. München 1998), und Ernst Vogt (Hg.), *Griechische Literatur*, Wiesbaden 1981 (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 2).

umfassenden Überblick über den Archegeten der abendländischen Literatur: Reichel sichtet die biographische Überlieferung zu Homer, erörtert die Voraussetzungen der homerischen Epik (*oral poetry*, Einflüsse altorientalischer Literatur), bespricht den epischen Hexameter sowie die homerische Kunstsprache, erläutert unter Berücksichtigung narratologischer Studien die Erzählstruktur beider Epen und widmet sich ausführlich dem umstrittenen historischen Hintergrund des Troianischen Krieges. Anschließend werden die wichtigsten Etappen der Homer-Rezeption nachgezeichnet sowie ein Abriss der Homerforschung der letzten zwei Jahrhunderte vorgelegt<sup>37</sup>. Auch das von Luigi Enrico Rossi und Andrea Ercolani verfasste Hesiod-Kapitel geht keiner Streitfrage aus dem Wege. In die Darstellung der beiden italienischen Forscher ist eine instruktive Abhandlung über Hesiods Erzähltechnik eingeschoben, die von Antonios Rengakos stammt. Für das ausgezeichnete Lyrik-Kapitel zeichnet Andreas Bagordo verantwortlich. Zunächst diskutiert der in Rom geborene, aber in Freiburg i.B. lehrende Klassische Philologe die Terminologie der lyrischen Gattungen, die pragmatische Dimension der lyrischen Performance und die polymorphe Aussageinstanz des lyrischen Ich. Gerade bei der Lyrik führt die gegenwärtig favorisierte pragmatische Interpretation, die nach der Einbettung der Gedichte in soziale und religiöse Kontexte fragt, zu einer Neubewertung des Überlieferten. Die darauf folgenden Abschnitte zu den einzelnen Lyrikern berücksichtigen in besonderem Maße die spektakulären Neufunde (Kölner Epode des Archilochos, Papyrusfunde zur Geryoneis und zur Thebais des Stesichoros, Kölner Papyrus mit Teilen von zwei Sappho-Gedichten<sup>38</sup>). Bei Pindar und seinem Rivalen Bakchylides liegt der Fokus auf dem textnahen Nachzeichnen der äußerst komplexen Gedankenführung der einzelnen Oden.

<sup>37</sup> Ausführlicher zu den einzelnen Aspekten der Homerforschung Antonios Rengakos / Bernhard Zimmermann (Hg.), *Homer-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart/Weimar 2011; Thomas A. Szlezák, *Homer oder die Geburt der abendländischen Dichtung*, München 2012.

<sup>38</sup> Von Bagordo stammt auch eine neue Tusculum-Ausgabe der Gedichte Sapphos (Düsseldorf 2009).

Deutlich kürzer sind die Kapitel zur Philosophie und zur Fachliteratur ausgefallen, die vom Würzburger Gräzisten Michael Erler bzw. von der Bamberger Gräzistin Sabine Föllinger verfasst wurden. Wie es für ein literarhistorisches Handbuch angemessen ist, stehen im Philosophie-Kapitel literaturwissenschaftliche und nicht philosophiegeschichtliche Aspekte im Vordergrund. So wird etwa die Interdependenz zwischen der gewählten Textsorte und der philosophischen Aussage erörtert. Bei der Fachliteratur nimmt den weitaus umfangreichsten Abschnitt das *Corpus Hippocraticum* ein, das nicht von Föllinger, sondern vom Mainzer Gräzisten Jochen Althoff dargestellt wird. In diesem Beitrag über die medizinische Literatur verblüfft die Stoffgewichtung: Althoff würdigt die 24 pseudepigraphischen Hippokrates-Briefe eingehend als frühen Briefroman und vermerkt hingegen lapidar in einer Fußnote (S. 300, FN 30), dass die sog. deontologischen Schriften (unter denen der Eid am wirkungsmächtigsten ist), „hier nicht behandelt werden“ könnten. Lediglich fünf Seiten umfasst das darauffolgende, vom Heidelberger Gräzisten Jonas Grethlein stammende Kapitel über die Gattung „Fabel“ und deren Archegeten Aisop.

Das Historiographie-Kapitel hat der in Thessaloniki lehrende Antonios Rengakos übernommen. Sowohl bei Herodot als auch bei Thukydides werden die jeweiligen Schwerpunkte der Forschungsgeschichte übersichtlich dargelegt sowie die Werkstruktur aufgezeigt. Rengakos diskutiert die Glaubwürdigkeit der beiden Historiker, erörtert ihre historische Methode und legt ihre Weltanschauung sowie ihre Geschichtsauffassung dar. Besonders gelungen erscheint die Anwendung narratologischer Analyseprinzipien auf die beiden Geschichtswerke – ein Aspekt, der in primär althistorisch ausgerichteten Monographien eher stiefmütterlich behandelt wird. Sehr lesenswert sind etwa die Darlegungen zur durchgehenden Konfigurierung (*narrative patterning*) der jeweiligen Erzählung. Das Rhetorik-Kapitel stammt hauptsächlich aus der Feder des Frankfurter Gräzisten Thomas Paulsen. Leider werden von den 31 erhaltenen Gerichtsreden des Lysias, des bedeutendsten Rhetors der behandelten Epoche, lediglich fünf Reden näher analysiert.

Weitaus am ausführlichsten ist das letzte, dem Drama gewidmete Kapitel ausgefallen. Es nimmt fast die Hälfte des Bandes ein und beleuchtet alle wesentlichen Aspekte. Sieht man von einer kurzen, vom Archäologen Hans Rupprecht Goette verfassten Abhandlung über die Architektur des klassischen Theaters sowie von der Behandlung des Satyrspiels ab, das die Basler Gräzistin Rebecca Lämmle übernommen hat<sup>39</sup>, stammt das ganze Kapitel vom Herausgeber selbst, der sich schon mehrfach als Experte des griechischen Dramas ausgewiesen hat<sup>40</sup>. Die gattungsgeschichtliche Einleitung zur attischen Tragödie informiert derart gründlich über allgemeine Voraussetzungen (ritueller Charakter, politische Funktion, Inszenierungsfragen, Struktur und Handlungsverlauf, tragischer Held), dass die Würdigung des tragischen Dreigestirns<sup>41</sup> erfreulich schlank ausfällt. Aus nachvollziehbaren Gründen wird auf die Rezeption, die den Tragödien des Aischylos, Sophokles und Euripides zuteil wurde, lediglich einige Schlaglichter geworfen. Neben den großen Namen kommen entsprechend dem Charakter eines Handbuchs auch die weniger bekannten zeitgenössischen Tragiker zu ihrem Recht. Der Abschnitt über die attische Komödie ist analog aufgebaut und schließt mit der Darstellung des Aristophanes, womit teilweise schon die Epochengrenze überschritten wird (der „Plutos“ wurde erst 388 aufgeführt)<sup>42</sup>.

Im Vorwort wird das intendierte Zielpublikum des Handbuchs umrissen: Es wendet sich

<sup>39</sup> Inzwischen erschien von Lämmle folgende Monographie: Poetik des Satyrspiels, Heidelberg 2013.

<sup>40</sup> Erwähnt seien hier nur seine empfehlenswerten Einführungen: Die griechische Tragödie, 2. Aufl. München/Zürich 1992; Die griechische Komödie, Düsseldorf/Zürich 1998; Europa und die griechische Antike. Vom kultischen Spiel zum Theater der Gegenwart, Frankfurt a.M. 2000 (= Fischer tb 60163)

<sup>41</sup> Ausführlichere Würdigungen in den drei folgenden im Beck-Verlag erschienenen Monographien: Sabine Föllinger, AischyloS. Meister der griechischen Tragödie, München 2009; Hellmut Flashar, SophokleS. Dichter im demokratischen Athen, München 2000; Martin Hose, EuripideS. Der Dichter der Leidenschaften, München 2008.

<sup>42</sup> In der Bibliographie konnte folgende Monographie nicht mehr berücksichtigt werden: Niklas Holzberg, AristophaneS. Sex und Spott und Politik, München 2010.

„über die Fachwissenschaft hinaus [...] an Lehrerinnen und Lehrer an Gymnasien und an Studierende der Gräzistik und Latinistik“ (S. VI). Tatsächlich darf man dem Band bescheinigen, dass sein einheitliches Erscheinungsbild nicht durch die Notwendigkeit, divergierenden Ansprüchen zu genügen, Schaden leidet. Vor allem jenen Griechischlehrerinnen und -lehrern, die den Anschluss an die Forschungstendenzen der letzten Jahre nicht gänzlich verlieren möchten, sei die Anschaffung des Werkes dringend ans Herz gelegt. Von dieser Zielgruppe wird man freilich nicht erwarten können, dass sie die seitenlangen, in Kleindruck aneinandergereihten bibliographischen Angaben systematisch durcharbeiten.

**Stephen Greenblatt: Die Wende. Wie die Renaissance begann, aus dem Englischen von Klaus Binder, München: Siedler 2012 (352 S., 12 Farbtafeln, ISBN: 978-3-88680-848-9, € 24.99 [D] / € 25.70 Eur[A] / CHF 35.50)**

#### reinhard senfter

(1)  
Im achten Kapitel seines hier vorzustellenden Buches über *De rerum natura* und dessen Wiederentdecker, Poggio Bracciolini, berichtet der Autor, Lukrez beschreibe das Wirken der Natur als einen unvorhersehbaren Prozess von Anpassung und Fehlschlägen, an dessen Beginn keine mythische Schöpfungsszene stand und der Lebewesen auf Probe in die Welt setzt, die sich als Sackgasse herausstellen oder sich nur so lange selbst erhalten können, „bis ihr Überleben an veränderten Lebensumständen scheitert“ (S. 198 Hervorhebung RS). Die an dieser Stelle angehängte Fußnote versinnbildlicht zugleich *in nuce* Glanz und „Elend“ des Buches insgesamt: „So wie sich in der verschlungenen Entwicklungsgeschichte keine göttliche Gnade zeigt, so gibt es auch



keine vollkommene oder letzte Form. Auch die Geschöpfe, die gut gedeihen, sind nicht ohne Mängel, ein Zeichen, dass ihr ‚Design‘ nicht das Produkt einer erhabenen Intelligenz, sondern dem Zufall entsprungen ist. Lukrez hat damit formuliert, was Menschenmänner verdrießlich das Prostata-Prinzip (sic!) nennen könnten.“ Es erklingt zunächst das Leitmotiv des Autors, sein nicht nur für „God’s (und der *National Rifle Association*) own country“, sondern auch für akademische Usancen erfrischend-unverhohlener Atheismus, der sich andernorts noch dezidierter und kämpferischer äußern wird; andererseits trifft der nachgeschobene (Harvard-Insider?) „Scherz“ nicht unbedingt ins Schwarze. Klein(er)e Misstöne dieser Art werden uns wiederholt begegnen, auch stilistische, seien sie nun dem Autor oder dem Übersetzer Klaus Binder anzulasten, wie die oben markierte Schiefelage von „Anpassung und Fehlschläge“; im Sinn von „trial and error“ muss es wohl heißen: „Anpassungsversuche und Fehlschläge“. Jedenfalls fehlt der sprachlichen Verfassung des Textes – dieser Befund wird mit zunehmender Lektüre unabweisbar –, wohlwollend ausgedrückt, der letzte Schliff. Diese Leichtfertigkeit und/oder suboptimale Übersetzung sei *pars pro toto* an einer Stelle aus dem dritten Kapitel illustriert: Stephen Greenblatt nutzt die bekannte, auf Lukrez anspielende Huldigung Vergils in den *Georgica* („Felix, qui potuit rerum cognoscere causas, / atque metus omnis et inexorabile fatum / subiecit pedibus strepitumque Acherontis avari“; 2, 490ff) für eine irreführend-vereinfachende Gegenüberstellung der beiden Dichter, die leicht zu vermeiden gewesen wäre, da sie ohnehin nur über ein sehr konstruiertes Gedankenspiel in den Text eingeschmuggelt wurde: „Vergil nennt seinen Helden (sc. Lukrez, RS) nicht mit Namen, und Poggio, der die *Georgica* mit Sicherheit gelesen hat, wird die Anspielung erst begriffen haben, nachdem auch er Lukrez gelesen hatte. Noch weniger wird ihm klar gewesen sein, wie weitgehend und durchgängig Vergil versucht hat, sein großes Epos, die *Aeneis*, als Gegenstück zu *De rerum natura* zu konstruieren: Gläubig, wo Lukrez sich skeptisch

zeigte, kämpferisch patriotisch, wo Lukrez zu Pazifismus riet, nüchtern entsagend, wo Lukrez nach Vergnügen drängte“ (S.62), wobei die letzte Wendung (= *nach Vergnügen drängen*) zumindest in der Übersetzung nebenbei auch die erwähnte sprachliche Nachlässigkeit illustriert. Die an unser Zitat gefügte Fußnote illustriert dann nicht das im Text schon extrem Verkürzte, sondern lässt mit ihren dunklen Ellipsen den Leser noch ratloser zurück: „Vergil, der Verfasser der *Aeneis*, zeigt sich mit seinem düsteren Gespür für die Last kaiserlicher Herrschaft und für die strenge Notwendigkeit, dem Vergnügen abzuschwören, eindeutig skeptischer als zur Zeit, da er die *Georgica* schrieb – er zweifelte, ob wirklich jedermann die Fähigkeit besitze, die verborgenen Kräfte des Universums in ihrer heiteren Klarheit zu begreifen. Lukrez’ Vision und robuste Eleganz allerdings bleiben im Epos des Vergil durchgängig präsent, und sei es im Aufblitzen einer realisierten Sicherheit, die dem Dichter und seinem Helden nun und für immer versagt bleiben wird“ (S. 283f.). Abgesehen davon, dass Vergils subtile, in lukrezische Stileme schlüpfende Verbeugung vor dem „Helden“, der das Schicksal der Vergänglichkeit und die Todesangst gleichsam mit Füßen tritt, auch den Vorbehalt in sich bergen kann, ob derjenige wirklich glücklich sein kann, der so tief in den Abgrund des „Tosens des gierigen Acheron“ geblickt hat (cf. Gian Biagio Conte in: *Generi e lettori*, 1991, S. 44f), ist zu bezweifeln, ob Vergil je der Meinung war, die epikureische Sicht der Dinge könne Allgemeingut werden, und diese seine (hypothetische) Einstellung ist auch für das, was die *Aeneis* auszeichnet, irrelevant. Verschwiegen werden uns auch die Modalitäten des „Aufblitzens einer realisierten Sicherheit“ im Autor und im Helden der *Aeneis*, ganz zu schweigen davon, von welcher „Sicherheit“ in diesem Zusammenhang überhaupt sinnvoll geredet werden kann. Und wenn wir schon bei den Unzulänglichkeiten sind:

- Das im Text erwähnte „Buch Senecas über die Freundschaft“ (S. 53) gibt es

- nicht, es figuriert auch nicht unter dessen verlorenen Texten.
- Auf S. 142 ist der Anfängerfehler „poeta laureata“ stehen geblieben.
  - Im Vers 35 des ersten Buches erscheint das Wort „tereti“ im Text als „tevete“ (S. 256), im Vers 901 des dritten Buches ist ein Buchstabe verrutscht: „lam desiderium rerum super **inside tuna**“, statt „insidet una“ (S. 257).
  - In der Fußnote 25 zu Kapitel 3 (S. 283) werden Macrobius und Lukrez bunt gemischt: „So zitiert Macrobius Anfang des fünften Jahrhunderts ein paar Verse aus **Lukrez' Saturnalien**“ (sic!).
  - Auf Seite 220 ist dem Lektor/der Lektorin „Mysogynie“ entgangen.
  - Im Kapitel 10 findet sich *eine Fußnote zu viel*, so dass die Zuordnung zu den Zahlen im Text ab Fußnote 8 *nicht mehr stimmt*.

Im Übrigen legt Stephen Greenblatt, Professor für Englische und Amerikanische Literatur und Sprache an der Harvard Universität, ausgewiesener Forscher zu Shakespeares Werk und zu Kultur und Literatur der Renaissance sowie u.a. Pulitzerpreisträger *naturgemäß* eine informationsgesättigte – die Anmerkungen zum Text umfassen 30, die Literaturangaben mehr als 20, das Register 8 Seiten – und mit veritabler Verve vertretene Version der Geschichte eines Mannes und eines Buches vor: Erzählt wird, und das ist der Leitfaden von *Die Wende*, wie Gian Francesco POGGIO BRACCIOLINI (1380 – 1459), kurz Poggio, das Lehrgedicht des Titus Lucretius Carus, *DE RERUM NATURA*, das über tausend Jahre in Vergessenheit geraten war, im Januar 1417 wiederentdeckte, vermutlich in Fulda (cf. S. 190). Erzählt wird vom Leben und Streben der Humanistenszene in Florenz, vom erstickenen Intrigantenstadel des päpstlichen Rom und von einem turbulenten Konzil am Bodensee, das dem umtriebigen „Finsterling Johannes XXIII“ vulgo Baldassare Cossa (aus Procida bei Neapel) als Vertreter Gottes auf Erden (S. 187) nur die Pfründe, zwei kultivierte Idealisten aus Böhmen aber das Leben auf dem Scheiterhaufen kostete, dem vierundvierzig-

jährigen böhmischen Priester Jan Hus und seinem siebenunddreißigjährigen Amtskollegen Hieronymus von Prag, Doktor der Universitäten Paris, Oxford und Heidelberg. Und begeistert verkündet wird – im achten von elf Kapiteln – die frohe und folgenreiche Botschaft des epikureischen Lehrgedichts, dessen markante Lehrsätze und sprachliche Faszination von Stephen Greenblatt angemessen gewürdigt werden als „etwas äußerst Seltenes: ein großes Werk der Philosophie und zugleich ein großartiges Gedicht“ (S. 208), was aber für unseren Adressatenkreis keine Neuigkeit ist und daher im Rahmen dieser Besprechung nicht extra dokumentiert werden muss. Das LATEIN FORUM nimmt aber die Gelegenheit wahr und wird demnächst *De rerum natura* auf seinen Seiten erstrahlen lassen, auch *ad usum delphini!* Erzählt wird in diesem Buch *eigentlich nicht*, „wie die Renaissance begann“ oder wie der originale Untertitel lautet: „How the world Became Modern“, das weiß auch der Autor, wenn er im Vorwort schreibt, dass „man natürlich nicht ein Gedicht allein für eine so umfassende geistige, moralische und gesellschaftliche Transformation verantwortlich machen“ kann (S. 19), aber „die Welt wurde plötzlich um ein Geringes aus der Bahn gestoßen“ – das von Greenblatt gewählte Wort für *Wende* „swerve“ bezeichnet diese aller kleinste, zufällige, abgelenkte Bewegung der Atome, die bei Lukrez abwechselnd *declinatio*, *inclinatio* oder *clinamen* heißt und das Entstehen der „Dinge“ erst ermöglicht (cf. S. 197) – „ein zufälliger Ruck, der einen folgenreichen Wandel auslöste“, in dem unvorhersehbaren Moment als „ein kleiner, genialer, ebenso umsichtiger wie aufmerksamer Mann Ende dreißig seine Hand ausstreckte, um ein sehr altes Manuskript aus einem Regal zu nehmen (...) und sofort den Auftrag erteilte, die Schrift zu kopieren. Das war alles, aber es war genug“ (S. 20).

(2) Aus dem *Vorwort* wird deutlich, dass Lukrez schon den *Studenten* Stephen Greenblatt in seinen Bann gezogen hat, und passiert man das Buch *Revue*, verfestigt sich beim Leser der Eindruck, der Autor wollte dem „anstößigen“ Materialismus&Quasi-Atheismus des Römers ein Denkmal setzen und es ganz gezielt in der Wüste des (nord)amerikanischen „Intelligent Design“-Obskurantismus als Oase der Freude&Freiheit des luziden Denkens platzieren – und sei es über den (markttauglicheren) Umweg eines Buches über Poggio und dessen Zeit. Dafür kann ihm nicht genug gedankt werden. Berührend auch Greenblatts Empathie in der Darstellung des Schicksals von **Giordano Bruno** (S. 241–49), dessen Weltsicht seiner Meinung nach durch das lukrezische Lehrgedicht geradezu *verwandelt* wurde und dem bekanntlich die Heilige Mutter Kirche in ihrem erleuchteten Wirken von Ewigkeit zu Ewigkeit nach acht Jahre währenden gründlichen Verhören die Hölle auf Erden am Campo de' Fiori bereitet hat, wo der „verstockte, bösertige und hartnäckige Ketzer“ (S. 248) – so die Urteilsbegründung – noch ein paar Dinge äußerte, die „die Behörden so irritiert haben, dass angeordnet wurde, ihm die Zunge zu zügeln. Das nahmen die Henkersknechte wörtlich. So wurde ihm, wie ein Bericht besagt, ein Stift durch die eine Wange, weiter durch die Zunge und durch die andere Wange wieder nach draußen getrieben. Ein weiterer Stift versiegelte seine Lippen – ein Kreuz machte ihn stumm“ (S. 249). Zwischen den Zeilen vernahmen wir Voltaires „Écrasez l'infame“ – unüberhörbar.

(3) Mit der **Biographie** des so wie die meisten seiner päpstlichen Arbeitgeber radikal jeder geistlichen Berufung abgeneigten „Bücherjägers“ befassen sich **vier Kapitel**: Kapitel eins begleitet den manischen Bibliophilen Poggio auf seinen Expeditionen in die Klöster Süddeutschlands, der Schweiz und Frankreichs, auf der Pirsch nach Textzeugen der verlorenen Vergangenheit. Cicero, Vitruv, Tacitus und dann Lukrez werden mustergültig kopiert und im Freundeskreis ausgetauscht. Kapitel fünf rühmt den im frühhumanistischen Um-

feld der Republik Florenz aufgewachsenen Poggio, der sich *a puero* für die Eleganz und den Sprachstil antiker Latinität begeisterte, als den maßgeblichen Entwickler der humanistischen Schrift und als Meisterkopisten – Beweis dafür sind etwa seine in der Biblioteca Apostolica des Vatikans aufbewahrten Manuskripte. Seine Schwäche waren ein im Vergleich mit den großen Humanisten Petrarca oder Coluccio Salutati etwas übereifriger und pedantischer Klassizismus, seine Stärke die Empathie mit den alten Texten und höchstes sprachlich-stilistisches Raffinement. In Kapitel sechs geißelt Poggio sich selbst als zynisch-korruptierten Kleriker, der im durch und durch kranken und krankmachenden Milieu der „Lügenschmiede“ der römischen Kurie ebenso leidet, wie er davon profitiert: Er publiziert schmierige Männerwitze für seine Brüder im Geiste, versucht zweiundsiebzigjährig, dem apostolischen Sekretär Georg von Trapezunt bei einem grotesken Handgemenge ein Auge auszustechen, und rafft sich zwischendurch auch zu halblauter Kritik an der „fatalen Verderbnis der religiösen Berufung“ (S. 157) auf. Letzten Halt auf dem glitschigen Terrain „geistlicher“ Verkommenheit sucht und findet Poggio immer wieder bei den Büchern. Kapitel neun beschreibt seine enttäuschenden vier Jahre in England und den stattlichen Wohlstand, zu dem es der späte, aber glückliche Ehemann – er verteidigt sich in dieser Rolle mit seiner nicht unwitzigen Schrift *An seni sit uxor ducenda* – und Vater vieler Kinder im Dienst unter acht Päpsten und dank eines Ehrenamtes im Stadtstaat Florenz bringen konnte: „In den 1450er Jahren besaß er einen Stadtpalast und ein Landgut für die Familie, dazu mehrere Güter, hatte insgesamt neunzehn Grundstücke und zwei Häuser in Florenz erworben, verfügte außerdem über enorme Einlagen bei Banken und anderen Geschäftshäusern“ (S. 30).

(4) Ebenfalls **vier Kapitel** beleuchten **historische Hintergründe** von der Zeit Epikurs bis zum Tode Poggios – mit den Schwerpunkten erstes Jahrhundert v. Chr. und Zeit des Konzils von Konstanz (1414–1418). Kapitel zwei schildert die anstrengende, als Mittel gegen dämonische Anfechtungen eingesetzte me-

chanische Arbeit des Abschreibens antiker Texte ohne Rücksicht auf ihren Sinn in den Klöstern und das für das Überleben vieler Texte entscheidende Verbot, über die abgeschriebenen Texte öffentlich zu reden oder zu diskutieren, so dass die frommen Mönche zu unfreiwilligen Bewahrern des Nachlasses von Heiden und Gotteslästerern werden konnten. Kapitel drei und vier bieten eine erste Skizze von Lukrez bzw. Epikur und dessen Lehre, eine Darstellung des antiken Buchwesens (inklusive der in einer Villa in Herculaneum schon im 18. Jahrhundert gefundenen, aber erst zwei Jahrhunderte später entzifferten Papyri mit Partien aus *De rerum natura*) und der römischen Lese(r)kultur zur Zeit des Lukrez sowie eine Geschichte des erbitterten & erfolgreichen Kulturkampfes der christlichen Autoren in *paganos* vom dritten Jahrhundert n. Chr. bis ins Mittelalter, die zur Ächtung jeder Form von heidnischer Bildung und vor allem der epikureischen Doktrin als teuflischem Blendwerk führte, bis fast alle Werke Epikurs zerstört waren (S. 119) und in der so genannten Nachfolge Christi das Prinzip „Erlösung durch Leiden und Demütigung“ in Selbstgeißelung und seelischer Selbstzerfleischung über das epikureische Motto „Freude durch Lust“ triumphiert haben wird. Im vielleicht gelungensten Kapitel (sieben) gestaltet Greenblatt ein eindrucksvolles Bild von den Vorgängen und Akteuren des **Konzils von Konstanz**, u.a. der Verbrennung des „Ketzers“ Hus und der Absetzung des prototypischen „Renaissancemenschen“ Baldassare Cossa, der aus einer Adelsfamilie stammte, die durch Piraterie reich geworden war, der sich als Papst Johannes XXIII nannte und „pfiffige Marketingideen“ in die Tat umsetzte, um die vatikanischen Kassen zu füllen, dem aber jede Spur geistlicher Berufung abging“ (S. 169). In seinem Gefolge befand sich auch Poggio in Konstanz, auf den – so Greenblatt – mehr noch als die Hinrichtung des Jan Hus das Schicksal von dessen Gefährten Hieronymus von Prag eine erschütternde Wirkung gehabt haben soll. Hieronymus, „ein kraftvoller Reformator (...) war ein berühmter Prediger und Redner, dessen Verteidigungsrede vom 26. Mai 1416 Poggio sehr beeindruckt hat“ (S. 182), da sie diesen an den Glanz antiker Reden erinnert habe. Und dann

musste er mit ansehen, wie derselbe Mann am 30. Mai, nachdem man ihn „aus dem elenden Verlies geholt hatte, in dem er 350 Tage angekettet war“ (S. 187), einen langen und grässlichen Tod im Feuer sterben musste. Fast hätte der opportunistgestählte Poggio an der Rechtmäßigkeit des Urteils (öffentlich) zu zweifeln begonnen! Greenblatt vermutet einen kausalen Zusammenhang zwischen dem von Poggio ins Visier genommenen „Schmutz“ der Kerker der Inquisition, in denen die Angeklagten eingeschlossen waren, und der neu entflammten Sucht des nach der Absetzung seines Papstes arbeitslosen Humanisten, „antike Schätze“ aus dem „elenden Dreck“ ihrer Gefängnisse, nämlich der Klöster, zu retten: „Die Mönche, denen er alles zutraute, sperrten unwissend und gleichgültig Spuren einer Kultur weg, die weitaus größer war als alles, was die Welt seit tausend Jahren gesehen hatte“ (S. 189) – das war Poggios Überzeugung. In der Tat machte er sich auf nach Cluny, „wo er einen Kodex mit sechs Reden Ciceros entdeckte, von denen zwei damals noch unbekannt waren“ (S. 186) und auch in St. Gallen wurde er fündig und fand einen wahren Schatz, den kompletten Text von Quintilians *Institutio oratoria*. Ab nun galt der „zynische apostolische Sekretär im Dienst des berühmten Papstes unter seinen Freunden als Held der Kultur, als magischer Heiler, der es verstand, den zerrissenen und geschundenen Leib der Antike zusammenzufügen und zu neuem Leben zu erwecken“ (S. 190). Poggios plötzliche Neigung zu Sauberkeit und Redlichkeit setzt Greenblatt geschickt in Verbindung mit einem Besuch des Rheumageplagten in den Badehäusern des schweizerischen Baden, wo ihm die Rituale und Tändeleien nackter Männlein und Weiblein offenbar wie eine Beschwörung der „versunkenen Welten von Jupiter und Danae“ erschienen: „In einigen Bädern habe man gesungen und getanzt, und einige der jungen Frauen – ‚in voller Blüte stehende Jungfrauen nackt im Wasser, mit dem schönsten Gesicht, der freiesten offensten Miene, an Gestalt und Sitten Göttinnen gleich‘ – schwebten auf dem Wasser“ – Poggio war entzückt und neidisch zugleich, wenn er in einem Brief an einen Freund in Florenz schrieb: „Diese Glücklichen,

mit wenigem vergnügt, leben nur für heute, machen jeden Tag zu einem Feste“ (S. 185). (5)

Die **beiden letzten Kapitel** widmen sich der Rezeption von *De rerum natura* ab dem Ende des 15. Jahrhunderts, als der Atomismus in Florenz bereits so gut bekannt war, dass man sich – wie z.B. der puritanische Fundamentalist Savonarola – darüber lustig machen konnte, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, als der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten Thomas Jefferson mindestens fünf Lukrezausgaben besaß und einem Briefpartner, der ihn nach seiner Lebensphilosophie gefragt hatte, antworten konnte: „Ich bin Epikureer“ (cf. S. 273).

(a) Zur gleichen Zeit, als Savonarola seinen Zuhörern suggerieren wollte, wie dämlich doch das Weltbild der Atomisten sei, „kopierte sich ein junger Florentiner stillvergnügt den gesamten Text von *De rerum natura*“ (S. 229). Er war allerdings zu schlau – so Greenblatt –, in seinen späteren Werken Lukrez überhaupt zu erwähnen, sein Name: Niccolò **Machiavelli**. Und Vorsicht war angebracht, das Gedicht, das „man durchaus als Lehrbuch, wenn nicht Definition des Atheismus bezeichnen“ kann (S. 229), zustimmend zu zitieren. Das erkannte auch schnell der (später neoplatonische) Philosoph **Marsilio Ficino** (1433–1499), der zunächst einen Kommentar zu dem Autor verfasste, „den er ‚unseren brillanten Lucretius‘ nannte. Doch als er wieder zu Sinnen kam – will sagen, zu seinem Glauben zurückfand –, warf er seinen Kommentar ins Feuer“ und widmete sich fast ausschließlich Platon, um daraus „eine geniale Verteidigung des Christentums“ zu entwickeln (cf. S. 229). **Poggio** selbst bezog – aus welchem Grund auch immer – nie Stellung zum Inhalt des von ihm entdeckten Werks und beschränkte seine Äußerungen auf dessen sprachliche Seite. Im Unterschied zu seinem Konkurrenten im Kreis der Humanisten, **Lorenzo Valla**, der in seinem zu Beginn der 1430er Jahre kursierenden Dialog *De voluptate* zwischen einem Epikureer und einem Mönch ausgiebig epikureische Gedanken zu Wort kommen ließ, geschützt allerdings von der Form des Dialogs, durch die der Autor dem Mönch reichlich Gele-

genheit bieten konnte, die „Irrlehre“ zu zerpflücken (cf. S. 231f.). Im Jahre 1516 – fast ein Jahrhundert nach Poggios Entdeckung – wurde Lukrez zumindest in Florenz als ‚laszives, verderbtes Werk, dem jedes Mittel recht ist, die Sterblichkeit der Seele zu beweisen‘ (S. 234), aus den Schulen verbannt.

(b) Sehr selektiv war **Thomas Morus'** Umgang mit der epikureischen Doktrin in *Utopia* (1516): Er übernimmt von *De rerum natura* für seine Utopier zwar das Lustprinzip, „operiert aber zugleich mit aller Sorgfalt das Herzstück heraus“ (S. 239). Auf Leugnung der göttlichen Vorsehung und eines Lebens nach dem Tode stehen in der schönen, neuen Welt des „gebildeten Mannes“ & „frommen christlichen Asketen“ (S. 235) Thomas Morus – der sich auch gern selbst geißelte, bis das Blut floss, und die Inquisition nach England bringen wollte, was nicht gelang (cf. S. 244) – strenge Strafen inklusive härtester Sklaverei. Morus' „rationaler“ Beweggrund für dieses Verbot war die Vermeidung von Religionskriegen und blutigen Auseinandersetzungen um Glaubensdogmen (cf. S. 309, Fußnote 19), die Menge brauche ein Korsett, um nicht außer Rand und Band zu geraten – ein Pseudoargument, das immer zum Einsatz kommt, wenn Unbedarften die gottgewollte Unerstzlichkeit der Religion(en) als moralischer Damm gegen die Sturzflut der bösen Menschennatur schmackhaft gemacht werden soll. Erzieher, Kirche(n) und Theoretiker des Staats behaupten, Moral durchzusetzen, aber was sie „Moral“ nennen, ist nicht Moral, sondern ganz einfach Macht. So herrschen in Morus' Staat zwar Religionsfreiheit und Toleranz für jede Art von Gott, „keine Toleranz kennt man aber gegenüber denen, die glauben, dass sich ihre Seele nach dem Tod mit dem Körper auflöst, oder die daran zweifeln, dass die Götter, wenn es für sie überhaupt welche gibt, sich für die menschlichen Angelegenheiten interessieren“. Glaube an Lohn und Strafe im Jenseits sei unerlässlich, „auf andere Weise, glaubte Morus, sei es unmöglich, die fürchterlichen Strafen und verschwenderischen Belohnungen zu reduzieren, die seine eigene unge-rechte Gesellschaft zusammenhielten“

(S. 239).

Greenblatt nützt Morus' Dystopie für eine Fußnote und einen Seitenhieb auf die USA, die nach wie vor von vielen (auch in Europa) für eine Demokratie gehalten werden, zumal dort unter marktschreierischer medialer Aufblähung austauschbare Kandidaten zu einer millionenschweren Casting-Show antreten, die gewohnheitsmäßig Präsidentschaftswahl genannt wird, aber in Wahrheit das (zahlungsfähige) Publikum bei Laune halten soll, das von der rassistischen Theokratie des Dollars&der Bigotterie – „In God we trust, in money we trust“ – latent *mindestens* ebenso deformiert wird wie anderswo Besitzlose von der Knüppel-Diktatur dumpfer Mullahs. Denn was ist nach demokratischen Maßstäben von einer Gesellschaft zu halten, fragt Greenblatt, in der „einer von neun Afroamerikanern zwischen zwanzig und fünfunddreißig im Gefängnis sitzt; zugleich herrschen in den Vereinigten Staaten die größten Einkommensunterschiede seit dem letzten Jahrhundert“ (S. 309). Vergessen wir auch nicht die im so genannten reichsten Land der Erde verlässlich stattfindenden *school-shootings*, deren mediale Verarbeitung den Verdacht vertieft, dass „das amerikanische Idyll der *small town* mit ihrem unverwüstlichen Gemeinschaftssinn in gesichtslosen Vorstädten untergegangen und der Optimismus, die größte Stärke der Amerikaner, bei vielen verzweifelter Wut gewichen ist. Es ist eine Wut über die eigene Hilflosigkeit, das zu tun, was der Inbegriff des „american way of life“ war: Sein Schicksal in die Hand zu nehmen. Selbst in die Hand nehmen können diese Verzweifelten nur noch eines: ihre Gewehre. Und deshalb werden sie sich daran festklammern, auch wenn es oft die eigenen Kinder sind, die diese Waffen töten“ (Konrad Kramar@kurier.at).

c) Greenblatts Verneigung vor dem Leben und Leiden des **Giordano BRUNO** wurde schon erwähnt, „Bruno war vielleicht der Erste nach mehr als einem Jahrtausend, der die volle, die zugleich philosophische wie erotische Kraft des lukrezischen Hymnus an Venus (DRN 1, 1–28) erfasst hat. Das Universum in seinem endlosen Prozess des Schaffens und wieder Zerstörens ist in sich

sexuell“ (S. 245f). Es gehe gar nicht um Erde oder Sonne, das Universum insgesamt kenne keinen Mittelpunkt. Lukrez paraphrasierend, schrieb er, es gebe multiple Welten, „und auch in diesen verbänden sich, in ihrer unendlichen Zahl, die Keime der Dinge, um andere Menschenrassen und Tiere zu schaffen“ (S. 246). Das waren zu jener Zeit samt und sonders gefährliche Ansichten, die andere brillante Köpfe lieber nicht drucken ließen, und das z.B. der Zeitgenosse Brunos, **Thomas Harriot**, Erbauer des größten Teleskops in England – damit rechtfertigte, „das Leben stünde ihm näher als der Ruhm“ (S. 247). Bruno vermochte nicht zu schweigen, und ein Grund dafür findet sich vielleicht in seinem lateinischen Gedicht *De Immenso et Innumerabilibus* (1591), das Lukrez nachempfunden ist: „Er habe als Kind geglaubt, dass jenseits des Vesuvs nichts mehr sei, denn sein Auge habe nicht hinter den Vesuv sehen können. Nun aber wisse er, dass er Teil einer unendlichen Welt sei, und er könne sich und seinen Geist nicht noch einmal in eine kleine Zelle sperren lassen, von der seine Kultur behaupte, dass er sie bewohne“ (S. 248).

d) Dann lobt Greenblatt ausführlich die intensive Lukrez-Lektüre des **Michel de Montaigne**, dessen Leseexemplar sich erhalten hat und erst 1989 entdeckt wurde. Montaignes Signatur auf dem (im Bildteil in der Mitte des Buches abgebildeten) Titelblatt – in der großartigen Edition, die Denis Lambin 1563 verlegt hat – wurde von einem nachfolgenden Besitzer namens „Despagnet“ überschrieben. „Wie Lukrez verachtet auch Montaigne eine Moral, die man glaubte, mit Alpträumen vom Jenseits herbeizwingen zu müssen! (S. 253) ...“ Er machte sich die Mühe, die vielen Passagen des Gedichts zu markieren, die ihm ‚gegen die Religion‘ gerichtet schienen, indem sie die fundamentalen christlichen Lehrsätze der *creatio ex nihilo*, der göttlichen Vorsehung und des Jüngsten Gerichts bestreiten“ (S. 259). Sein „skeptisches Temperament bewahrte ihn aber vor der dogmatischen Gewissheit des Epikureismus“ (S. 255). Lukrez blickt Montaigne auch über die Schulter, wenn er über sein zweites „Lieblingssujet“ – neben dem Tod – nachsinnt, die geschlechtliche Liebe. „Als ihm einfällt, dass die Kurtisane Flora

gesagt hat, ‚nie habe sie mit Pompeius geschlafen, ohne dass er hinterher mit den Abdrücken ihrer Bisse habe herumlaufen müssen‘, denkt Montaigne sofort auch an Verse von Lukrez: „Quod petiere, premunt arte faciuntque dolorem / corporis et dentes illidunt saepe labellis“ (4, 1079f), die in der (dt.) Übersetzung der Übersetzung Montaignes lauten: „Den sie heiß begehren, drücken sie und beißen / seine Lippen blutig, seinem Körper reißen / Wunden sie“. „Und bei seinem Versuch, alle Verlegenheit und Scham überwindend, die wirkliche Erfahrung des Geschlechtsakts einzufangen, hält Montaigne fest, dass keine Beschreibung, die je in Worte gefasst wurde, großartiger sei als Lukrez' Verse über Venus und Mars, die er in ‚Über einige Verse des Vergil‘ zitiert“ (S. 256):

..., quoniam belli fera moenera Mavors  
 arripotens regit, in gremium qui saepe tuum se  
 reicit aeterno devictus vulnere amoris,  
 atque ita suspiciens tereti cervice reposta  
 pascit amore avidos inhians in te, dea, visus  
 eque tuo pendet resupini spiritus ore.  
 Hunc tu, diva, tuo recubantem corpore sancto  
 circumfusa super, suavis ex ore loquellas  
 funde petens placidam Romanis, inclusa, pacem  
 (1, 32ff)

Greenblatt verwendet die Übersetzung von John Dryden (1631 – 1700), die Klaus Binder in Prosa übertragen hat: „Er, der die wildtobenden Dinge des Krieges lenkt, der waffengewaltige Mars, lehnt oft sich sanft an deinen Busen; von der Wunde ewiger Liebe bezwungen, verzehrt er mit **begehrendem** Blick deine Gestalt, den Kopf zurückgeworfen, schaut er **begehrend** zu dir empor, mit ganzer Seele hängt er an deinen geöffneten Lippen. So umarme ihn, Göttin, lass' ihn, wie er bei dir liegt, sich mischen mit deinem heiligen Leib; lass' süße Worte aus deinem Mund entströmen“ (Hervorhebungen RS), wobei die dem Original nicht gerecht werdende Wiederholung von „begehrend“ weder nahe an Drydens Version – diese übersetzt *avidos...visus* mit „greedy eyes“ und *suspiciens tereti cervice reposta* mit „head back“ – noch zwingend ist. „Montaigne zitiert die lateinischen Verse, macht erst gar nicht den Versuch, die Beschreibung in sein Französisch zu übertragen, hält nur inne und bewundert ihre Vollkommenheit – ‚Nicht mit

einer bloß schönrednerischen Eloquenz, einer Eloquenz ohne Biss haben wir es also zu tun; sie ist vielmehr muskulös und markig, weniger gefällig als packend und mitreißend, und am stärksten reißt sie die stärksten Geister mit“ (S. 257). Aber er behielt seine Faszination für den „Ketzler“ Lukrez lieber für sich, dabei wurde zu seiner Zeit, sogar im Spanien der Inquisition, Lukrez' Gedicht in gedruckten Ausgaben aus Italien und Frankreich gelesen, „sowie in Handschriften, die heimlich von Hand zu Hand gingen“ (S. 259).

e) *Brandgefährlich* wurde es für Lukrezleser erst wieder mit dem Konzil von Trient, auf dem, wie Greenblatt nicht ohne Süffisanz festhält, „die subtilen Gedanken zum unverrückbaren Dogma der Kirche“ wurden, „mit denen Thomas von Aquin im 13. Jahrhundert, gestützt auf Aristoteles, hatte beweisen wollen, dass die Transsubstantiation – die Verwandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi – mit den Gesetzen der Physik übereinstimme. (...) Denn was die Menschen mit ihren Sinnen wahrnehmen konnten, waren allein die *Akzidentien* des Brotes, die *Substanz* der heiligen Hostie aber wurde durch das vom Priester angestoßene, von Gott bewirkte Wandlungswunder zur Substanz des göttlichen Leibes“ (S. 262). Das wird heute nur noch *hard core*-Gläubigen glaubwürdig erscheinen, im Jahre 1624 aber, als ein Sprecher der Jesuiten erklärte: „Der Glaube muss den ersten Platz unter allen anderen Gesetzen der Philosophie einnehmen, damit das, was mit gesicherter Autorität Gottes Wort ist, nicht der Falschheit ausgesetzt ist“ (S. 263), bewegte sich der Autor der 1623 gedruckten Schrift *Il Saggiatore* (svw. *Der Prüfer mit der Goldwaage*) „auf äußerst gefährlichem Terrain“. Greenblatt gelingt eine *peroratio*, die den Mut zur Gedankenfreiheit des **Galileo Galilei** aus dem Geiste von *De rerum natura* effektiv in Szene setzt: „Wie Lukrez argumentierte auch **Galilei** für die Einheit der irdischen und himmlischen Welt: Es gebe, schrieb er, keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Natur der Sonne und der Planeten und der Natur der Erde und ihrer Bewohner. Wie Lukrez glaubte er, alles im Universum könne und solle allein durch den geordneten Gebrauch von Beobachtung und Vernunft verstanden werden. Wie Lukrez bestand er auf dem Zeugnis der

Sinne, und das, wenn es sein musste, auch gegen die orthodoxen Behauptungen der Lehrautoritäten. Wie Lukrez versuchte er, von diesem Zeugnis zu einem rationalen Verständnis der verborgenen Strukturen aller Dinge zu gelangen. Und schließlich war er, ebenfalls wie Lukrez, davon überzeugt, dass diese Strukturen von der Natur durch das, was er „*minimi*“ – kleinste Partikel – nannte, konstituiert würden; mit anderen Worten: von einem begrenzten Repertoire von Atomen, die sich auf immer neue, unzählige Weisen verbanden“ (S. 264). 1633 erfolgte das Urteil. Galilei, von einflussreichen Freunden unterstützt, blieben Folter und Hinrichtung erspart, die Kerkerhaft wurde in Hausarrest umgewandelt. 1982 entdeckte der Historiker Pietro Redondi in den Archiven des Heiligen Offiziums ein Dokument, in dem die Häresien des „*Saggiatore*“ aufgelistet werden, u.a. der Atomismus, der – so der damalige Inquisitor – mit dem zweiten Kanon der dreizehnten Session des Tridentischen Konzils unvereinbar sei, dem Dogma der Eucharistie, denn würde man die Theorien des „Signore Galileo Galilei“ akzeptieren, „können die Akzidentien, die im Heiligen Sakrament von der Substanz getrennt sind, wohl schwerlich existieren. Denn dort kommen die Begriffe und Gegenstände des taktilen Empfindens, des Gesichtssinns, des Geschmackssinns usw. vor; nach jener Theorie wird man sagen, daß hier die kleinsten Teilchen, die unsere Sinne aktivieren, verbleiben, ...dann folgt daraus, daß im Sakrament substantielle Teile von Brot und Wein sind, und das ist ein Irrglaube“ (S. 265). Dass eine weltumspannende Institution, die vor nicht allzu langer Zeit Andersdenkende wegen eines so „scharfsinnig“ diagnostizierten „Irrglaubens“ systematisch foltern und hinrichten ließ, auch noch im 21. Jahrhundert mit solchen und ähnlichen „Wahrheiten“ nicht ohne Gewinn hausieren kann, ist dann fast schon ein „Gottesbeweis“.

**Die Vorsokratiker.** Griechisch/Deutsch. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Jaap Mansfeld und Oliver Primavesi, Stuttgart, 2011. 799 S., 19.90 Euro

#### reinhard senfter

Diese Neuauflage der Textsammlung, die in der Reclam-Bibliothek zum ersten Mal 1983 und 1986 in zwei Teilen erschienen und in der Zwischenzeit bibliographisch leicht ergänzt worden ist, präsentiert sich in einem gegenüber der Vorgängerin leicht vergrößerten Format mit gefälligem Layout und guter Lesbarkeit. Sie basiert auf der immer noch unersetzlichen Gesamtausgabe von Hermann Diels und Walter Kranz sowie neueren Ausgaben einzelner Vorsokratiker. Die Darstellung gliedert sich in neun Abschnitte, wobei auf Informationen zu Person&Lehre jeweils die Texte&Übersetzungen folgen. Thales, Anaximander, Heraklit, Parmenides, Zenon von Elea, Empedokles, Anaxagoras (8.) bzw. den Atomisten Demokrit&Leukipp wird je ein Kapitel gewidmet, Anaximenes, Pythagoras und Xenophanes werden in einem Kapitel als „zweite Generation“ zusammengefasst.

Aus dem stattlichen Fundus der die Vorsokratiker betreffenden Texte war eine *Auswahl* zu treffen: So wurden die Sophisten insgesamt *nicht* berücksichtigt, auch die Diskussion des aktuellen Forschungsstandes musste, „dem Charakter eines Lesetextes entsprechend“ (S.36), entfallen. Dafür wird man – zum Teil – durch eine Fülle von Literaturhinweisen entschädigt, die in der Neuauflage geschlossen am Ende präsentiert werden (S.772-799). Bei jedem Fragment wird die Nummerierung der fünften Auflage von Diels/Kranz (= DK) angegeben, zu der es eine Konkordanz im Anhang gibt (S.763 –771). Wörtliche Fragmente (die **B**-Fragmente bei DK) werden in der Regel abgedruckt, die Zeugnisse und Berichte (= **A**-Fragmente bei DK) wurden, so die Herausgeber, streng gesiebt (cf.S.35). Diese indirekten Berichte erscheinen in der Übersetzung *kursiv*, wie auch der zitierte Kontext eines **B**-Fragments. **A**- und **B**-Fragmente wollen so arrangiert sein, „dass ein möglichst geschlossener Gesamteindruck vom Denken eines jeden Autors entsteht“ (S.36).

Die (partielle) Neubearbeitung wurde unabdingbar, da sowohl das seit den späten neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufgetauchte neue Quellenmaterial als auch das Fortschreiten der Forschung die *Einleitung*, das Anaximander-Kapitel und vor allem das Empedokles-Kapitel überholt hatten.<sup>43</sup> Der Textbestand für Empedokles konnte durch die Entdeckung und Publikation des Straßburger Papyrus, die Erstedition byzantinischer Scholien und den erfolgreichen Einsatz neuer Techniken bei der Lesbarmachung von Palimpsesten und verkohlten Papyri „bedeutend vermehrt“ (S.7) werden, was teilweise auch eine Neuordnung und –interpretation des schon Bekannten ermöglichte. Mansfelds Koautor, Oliver Primavesi, hat das Empedokles-Kapitel neu geschrieben und die alte Version durch Einarbeitung der Ergebnisse seiner Rekonstruktion des ersten Buches der *Physika* um gut siebzig Seiten erweitert.<sup>44</sup>

Die folgenden auch als Materialsammlung für den Unterricht und/oder die Neue Reifeprüfung gedachten Ausführungen resümieren die *highlights* aus dem Abschnitt über Empedokles und fokussieren die teilweise neu geschriebene *Einleitung*, das Anaximander-Kapitel mit seinen umgruppierten Quellentexten und Aspekte der Lehre Heraklits.<sup>45</sup>

#### I. Die *Einführung*<sup>46</sup> – Ein Einblick in sieben Schlaglichtern

(1) „Wenn es eine **Vorbildhaftigkeit der**

<sup>43</sup> Auch das Heraklit-Corpus kann auf zwei neu entdeckte Fragmente zum Thema „Physik“ verweisen, es sind die Nummern 79 und 83 in der Zählung der vorliegenden Ausgabe.

<sup>44</sup> O. Primavesi, Empedokles. *Physika* 1. Eine Rekonstruktion des zentralen Gedankengangs, 2008

<sup>45</sup> Cf. den Artikel des Verf. in *Latein Forum* 61: **ZURÜCK ZU DEN VORSOKRATIKERN: Die Morgenröte der Philosophie, wie Karl R. Popper sie erlebte, in: Die Welt des Parmenides. Der Ursprung des europäischen Denkens** sowie die vorausgegangene Besprechung des Popper-Buches in LF 60 (*Latein Forum Bibliothek: Die Welt des Parmenides. Der Ursprung des europäischen Denkens*, München 2005)

<sup>46</sup> Neues und Spannendes zur *Überlieferung* der Texte findet sich auf den Seiten 31-33, dort erweist sich u.a. Diels' „einflussreiche“ Überzeugung, bei den Doxographen und vor allem bei AETIOS „sei von Theophrast gemünztes vorsokratisches Gold zu finden, als leider unbegründet“ (S.33).

**Vorsokratiker** gibt, so ist sie vor allem in einer *kritischen* und *rationalen* Haltung begründet, die nicht bloße kulturgeschichtliche Tatsache sein sollte, sondern heute kaum weniger als damals erungen werden muss“ (S.9).

(2) **Gewarnt werden soll** „vor der seit Nietzsche beliebten Annahme, dass der Impuls, den Sokrates der Philosophie gegeben hat, diese in eine so völlig andere Richtung lenkte, dass die vorsokratische Periode als eine in dieser Hinsicht abgeschlossene betrachtet werden könnte. Für Platon und Aristoteles, für die Stoiker (die sich gerne auf Heraklit berufen) und Epikur sind bestimmte Vorsokratiker unter Umständen nicht weniger wichtig oder sogar wichtiger als das sokratische Beispiel“ (S.10).

(3) **„In Griechenland ergab sich trotz aller Beziehungen zum Vorhergehenden etwas Neues.** Was sich ereignete, hat sich in einigen Köpfen ereignet, die die Chance nutzten, die sich ihnen durch die im Innern bewegliche und nach außen hin offene Tradition sowie durch die sozio-politischen Umstände bot; vielleicht hat auch der Zufall eine entscheidende Rolle gespielt (s.u.). Die fast unbeschränkte Kreativität des individuellen menschlichen Geistes, d.h. des weltoffenen, kritischen Geistes im handelnden und aktiv beobachtenden Menschen, mag also für das Entstehen der Philosophie verantwortlich sein. Das griechische Milieu hat dies toleriert und gefördert“ (S.14).

„Die gelungene Vorhersage der totalen Sonnenfinsternis für 585 v. Chr. (durch **Thales**) hat die Formulierung einer nichtmythologischen Kosmogonie wohl entscheidend befördert. Mit dieser Vorhersage hat es jedoch eine sonderbare Bewandnis (...): Mit den damaligen Mitteln war es überhaupt nicht möglich, eine Sonnenfinsternis genau vorauszusagen. Thales muss die ihm verfügbaren Daten in kühner Weise extrapoliert und ein im Grunde zu großes Vertrauen in seine dabei geübte Rechenmethode gehabt haben. Dieses Vertrauen sah er bestätigt, als er das Glück hatte, dass seine

Vorhersage tatsächlich zutrif. (...) Am Anfang der griechischen Philosophie steht also vermutlich ein glücklicher Zufall (gr. *καίρως*, günstiger Zeitpunkt' (S.39f.)

- (4) „Anaximander hat den Urgrund mit Eigenschaften versehen, die in der religiösen Tradition von den Göttern ausgesagt wurden: Unsterblich, nicht alternd. Der abstrakt anmutende Begriff des Unendlichen wird vergegenständlicht, indem ihm die exklusive Natur des Göttlichen zuerkannt wird. Diese Erhabenheit wird durch Hinzufügung der Eigenschaft der Unentstandlichkeit noch gesteigert. Anaximanders Welt ist also kein bloß säkulares Konstrukt: Das Göttliche hat sie nicht verlassen, präsentiert sich aber anders als in der Sphäre des Mythos“ (S.18).
- (5) „Der Umstand jedoch, dass in der Praxis hinter den Erscheinungen von dem einen Philosophen dies, von anderen jenes – von Elementen bis hin zu Atomen – angetroffen wurde, führt schließlich dazu, dass weitere Kreise die Ergebnisse dieser Forschung mit großer Zurückhaltung aufnahmen, und dies, obwohl jene Elemente bzw. Atome allesamt in genau derselben Hinsicht dem formalen Anspruch, unvergängliche Objekte der richtigen Erkenntnis zu sein, genügten. **Aber die Befürworter der neuen Erklärungsversuche waren untereinander uneinig.** Es war unmöglich, in einer für alle Fachleute akzeptablen Weise Kriterien zu bestimmen, welche zugunsten des einen oder des anderen Lösungsversuchs den Ausschlag geben konnten. Im Hinblick auf das Fehlen eines solchen Konsensus ist die vorsokratische Wissenschaft der Natur z.B. mit der Psychologie des 20. Jahrhunderts zu vergleichen, wo es gleichfalls mehrere Strömungen (etwa Freud und Jung) gab. Dagegen kann man sich heute wohl nicht vorstellen, dass es in der Physik mehrere konkurrierende Schulen gäbe, von denen jede behaupten könnte, im Besitz der wahren Erkenntnis zu sein. Wenn es hier schon theoretische Gegensätze gibt, so sind sie in die von allen Fachleu-

ten akzeptierte einzige Theorie eingegangen. Schon der Redner und Sophist Gorgias (um 425 v. Chr.) monierte den Streit der Naturphilosophen. Auch die Autoren einiger früher medizinischer Schriften etwa aus der gleichen Zeit beteiligen sich lebhaft an der Diskussion. Ohne Zweifel kann man deshalb das Aufkommen der auf die Bedürfnisse der Praxis gerichteten **sophistischen Bewegung** um die Mitte des 5. Jahrhunderts und die verwandte Tätigkeit des Sokrates auch als Reaktion auf den Mangel an Übereinstimmung bei den Naturphilosophen verstehen“ (S.21f).

- (6) „Die Welt des Mythos war eine Welt von Göttern *und* Menschen. Aus der Welt Anaximanders sind aber nicht nur die Götter des Mythos verschwunden, sondern auch fast die Menschen“ (S.22). (...) „Auch die ‚Rettung‘ der Götter durch Anaximanders Nachfolger Anaximenes, der sie als Wandlungen des Urstoffs bezeichnete, bedeutet nur die **Einführung eines neuen Gottesbegriffs**. Das Göttliche ist jetzt nicht mehr selbständig, nicht mehr Subjekt oder Substanz, sondern Prädikat. Ob an die Götter der überkommenen Religion trotzdem noch geglaubt wird, ist nicht entscheidend. Von Bedeutung ist nur, dass sie für die neuen Erklärungsversuche *entbehrlich* sind“ (S.23f). (...) Die Pythagoreer „haben außer der Kosmologie auch eine **Ethik** formuliert oder wenigstens eine Anzahl von mehr oder weniger bizarren Verhaltensregeln. Für den Zusammenhang von naturwissenschaftlicher Theorie und ethisch untermauerter Praxis glaubten sie sich auf eine für beide konstitutive Bedeutung der Zahl berufen zu können. Parmenides' Zeitgenosse Heraklit versuchte genau wie dieser (vielleicht auf weniger weltfremde Weise) ein stets zuverlässiges Objekt der Erkenntnis anzugeben. Er formulierte dies aber so, dass nicht nur die Natur, sondern auch die Welt des verantwortlichen menschlichen Handelns in diesem Prinzip sowohl seinen Leitfaden als auch seine Erklärung fand. Die berühmte, sich bei aller Verwandlung behauptende *heraklitische* Einheit der Gegensätze erklärte und begründete ja nicht nur die Physik, sondern

gleichfalls die Welt der unmittelbaren Erfahrungen, der Gefühle und der **Moral**. Bemerkenswert ist, dass sowohl die Pythagoreer als auch Heraklit den handelnden Menschen eher als Mitglied einer Gesellschaft als in seiner Individualität betrachteten, obwohl sie auch individuelle Vorschriften gaben. Der Staat hat so etwas wie eine kleine Welt zu sein. Eben deshalb ist auch die richtige Erkenntnis der Zusammenhänge der Welt unentbehrlich. Es ist allerdings bezeichnend, dass sich in Parmenides' Werk nichts findet, das sich mit diesen Bestrebungen voll deckt. Von einer **Ethik** gibt es bei ihm im Grunde keine Spur“ (S.24f). (...)

„Leukipp und Anaxagoras scheinen sich nicht ausdrücklich für Gefühle und **Moral** interessiert zu haben. Einen ähnlichen Eindruck vermittelte auch Empedokles' kosmologisches Lehrgedicht, bevor der Text des Straßburger Empedokles-Papyrus publiziert wurde. Aber Empedokles ist auch der Verfasser eines zweiten Lehrgedichtes mit **religiös-ethischem Zweck**, das sich nach Bekanntwerden des neuen Textes leichter mit den Anschauungen des naturphilosophischen Werkes vereinbaren lässt. Auch hier befinden wir uns auf zwei verschiedenen Ebenen, die einander dennoch nicht ausschließen. Der Fall Demokrits ist wieder anders. Neben seiner Naturphilosophie auf parmenideischer Grundlage konzipierte er eine praxisbezogene **Ethik**. Obwohl diese Ethik nicht so bizarr ist wie die vermutlich nach pythagoreischem Vorbild entworfene Ethik des Empedokles, ist es doch in der Demokrit-Forschung nicht gelungen, seine Ethik geradewegs auf die Prinzipien des naturwissenschaftlichen Systems zurückzuführen“ (S.25f). (...) „Etwas überspitzt darf also behauptet werden, dass Thales und Anaximander nicht nur Pioniere waren in dem, was sie einführten, sondern auch in dem, was sie aussparten. Bei all ihrer empirischen Weltnähe haftet der autonomen wissenschaftlichen Philosophie schon an ihrem Anfang etwas Menschenfremdes an. Thales und Anaximander sind nicht nur Begründer der Größe der Philosophie, sondern auch ihrer Tragik“, meint Japp Mansfeld (S.25), der noch eine Klage in eigener Sache vorbringt:

(7) „Es ist hier schließlich auf das – bis heute nicht vollständig erschlossene – arabische Schrifttum zur griechischen Philosophie und Medizin (bzw. auf davon beeinflusste Schriften) hinzuweisen, die vor allem für die Doxographie wichtig sind. Die arabische Übersetzung des Aetios (d.h. des Ps.-Plutarch), die in einer kommentierten deutschen Übersetzung zur Verfügung steht, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Kontrolle des manchmal entstellten griechischen Textes“. Dazu Fußnote 5: „Schon in der Erstausgabe wurde versucht, diese Informationen einzuarbeiten, *was aber kaum zur Kenntnis genommen wurde*“ (S.34; Hervorhebung RS) – nun aber dem/der interessierten Leser/Leserin nicht mehr entgehen sollte!

## II. Anaximander

Er ersetzte bekanntlich das Wasser (des Thales) als Prinzip durch das *Apeiron* (*τὸ ἄπειρον*), um das sich eine fachwissenschaftliche Kontroverse rankt, da „wir nur über Berichte verfügen, die von den jeweiligen aristotelischen Auffassungen des Unbegrenzten geprägt sind“.<sup>47</sup>

• Gemelli Marciano hält es für zweckmäßiger, die Bedeutung des Adjektivs *ἄπειρος* bei Homer und Hesiod sowie in der archaischen Literatur bis zum 5. Jahrhundert v. Chr. zu analysieren. Bei Homer und Hesiod bezeichnet das Adjektiv „einen Raum mit unsichtbaren Grenzen: So in der Formel „ἐπ' ἀπείρονα πόντον“ (Il.1, 350 al.), ἐπ' ἀπείρονα γαῖαν (Il. 24,342al.). Beide, Meer und Erde, werden jedoch nicht als unendlich ausgedehnt aufgefasst, weil alles vom Ozean umgeben ist und beide Wurzeln haben, die im Tartaros liegen“. Für Stesichoros und Herodot ist *ἄπειρος* „das, was außerhalb eines bestimmten Beobachtungshorizontes liegt und dessen Grenzen unermesslich und unerreichbar sind. (...) Mit *Apeiron* wird also nicht das absolut Unbegrenzte, das in jeder Richtung unendlich Ausgedehnte verstanden, sondern das,

<sup>47</sup> Gemelli Marciano, M. (Hrsg.) Die Vorsokratiker (3 Bände, griech./lat./dt), Düsseldorf 2007-10: S.54

dessen Grenzen von einem gewissen Punkt her nicht erfassbar sind“.<sup>48</sup> Die zeitliche Dimension des *Apeiron* („unsterblich“, „nicht alternd“, 5 A-B), die „das Abwechseln zwischen dem Kalten und dem Warmen“ regelt, „indem sie sie die Buße für ihr gegenseitiges Unrecht zahlen lässt“, hat für Marciano Gemelli Ähnlichkeit mit dem „χρόνος ἀγήραος“ der orphischen Gedichte. Und „ein Schüler des Aristoteles, Eudemos, berichtet, dass Zeit und Raum die ‚Prinzipien‘ in der Kosmogonie der Magier sind, in der der Zurvanismus (*Zurvan* ist die Zeit), eine ‚häretische‘ Form des Zorostranismus, vertreten wird. (...) Dieser Hintergrund wirft Licht auf den komplexen Charakter des *Apeiron* des Anaximander, das sich nicht in streng physikalischem Sinn erklären lässt“.<sup>49</sup> Außerdem sei die Zeit bei Anaximander „sehr wahrscheinlich eine göttliche Gestalt“ gewesen, die in dem sogenannten *Spruch* des Anaximander (s.u.), „dass die Dinge einander Strafe und Buße für ihre Ungerechtigkeit gemäß der Ordnung der Zeit zahlen“ (DK12B1), „wie eine Gottheit die kosmische Ordnung gewährleistet, indem sie die Dauer der Herrschaft und die darauffolgende Strafe für die Ungerechtigkeit bestimmt, damit weder Luft noch Feuer (bzw. Kaltes und Heißes) endgültig überwiegen“.<sup>50</sup>

- Jaap Mansfeld definiert das *Apeiron* als „das Unendliche, Nie-Endende, Uerschöpfliche in Kontrast zu den sich im geordneten Wechsel der Zeit erschöpfenden Dingen der alltäglichen Erfahrung: Meer und Gewässer, Hitze und Kälte, Erde und Gestirne und alles, was sich auf der Erde befindet und bewegt. Im Gegensatz zu diesen sei das *Apeiron* nicht entstanden und gehe auch nicht zugrunde“ (S.55), es hat also einerseits eine Eigenschaft („unsterblich“), die traditionell den Göttern des Mythos zugeschrieben wurde, aber „nie betritt bei Anaximander ein Gott die Bühne“ (S.63),<sup>51</sup> denn andererseits steht das

*Apeiron* im Gegensatz zu den Göttern, insofern diese sehr wohl *entstanden* sind, während das *Apeiron* „entpersonalisiert“ und, so wie Anaximander das Wort gebraucht, ein Begriff und der erste philosophische Terminus technicus ist, den wir kennen. „Aber es ist nicht nur ein Begriff, d.h. nicht nur das, was wir von den Dingen verstehen, sondern eben etwas, das es unabhängig von diesem Verstehen auch geben muss. Zweifellos hat sich Anaximander die Frage nach dem Unterschied zwischen einem Begriff und dem was wir mittels des Begriffs zu verstehen suchen, überhaupt nicht gestellt“ (S.55).

Das Verhältnis des *Apeiron* als Prinzip zu den „Dingen“ hat man sich nun so vorzustellen, dass aus ihm „sich durch eine Art generatio spontanea ein samenartiges Etwas abgesondert hat, angeblich feucht und warm zugleich, wie es z.B. auch der menschliche Samen ist; er sagt jedoch, dass dieses Etwas das Heiße und Kalte hervorbringt. So entwickelte es sich und wuchs zu etwas Pflanzenähnlichem heran, denn das in ihm enthaltene Feuer ballte sich zusammen und legte sich ‚wie eine Rinde‘ um das feuchte, weiche Innere herum. Innerhalb dieses Gebildes traten verständlicherweise ungeheure Spannungen auf: Man weiß ja, wie Feuer und Wasser aufeinander zu reagieren pflegen. Das umschließende Feuer und das umschlossene Innere benahmen sich einander gegenüber wie Feinde, denn das Feuer drohte das Feuchte zu verbrennen, genauso wie das Kalte das Feuer zu löschen bereit war. Unter dem austrocknenden Einfluss des Feuers bildete sich ein fester und harter Kern, während zugleich luft- und nebelartige Ausdünstungen sich zu entwickeln begannen. Die Welt dehnte sich aus (wie Aristoteles berichtet), sie wurde sozusagen aufgeblasen. Die gewaltsam unter Druck gesetzte und angegriffene Feuerrinde zersprang: Am Anfang der heutigen Weltordnung steht eine Explo-

es gibt keinen Anhaltspunkt für einen „Geist“, der im *Apeiron* spukt, es ist hier, wie später bei Aristoteles, von der griechischen Vorstellung auszugehen, dass das letzte Prinzip auch als das höchste und damit als „göttlich“ bezeichnet wird.

<sup>48</sup> Gemelli Marciano ebd.: S.57

<sup>49</sup> Gemelli Marciano ebd.: S.58

<sup>50</sup> Gemelli Marciano ebd.: S.58f.

<sup>51</sup> An einer Stelle wird das *Apeiron* zwar als „das Göttliche“ bezeichnet (A15, hier Text 10), aber

sion, ein ‚Big Bang‘. Es blieben einige radförmige Feuerstreifen zurück. (...) Alle Feuerstreifen, auch der größte (die Sonne), wurden von undurchsichtigen, nebligen Luftschichten, die sie umlagerten, eingeschlossen – genauso wie vorher das Feuer Wasser und Nebel umschlossen hatte. Nur an einer einzigen Stelle gelang es dem Feuer jedes Streifens, sich nicht einkreisen zu lassen: Die aus allen Löchern hervortretenden Manifestationen des inneren Feuers sind die Himmelslichter, wie wir sie kennen. Ab und zu gelingt es dem Nebel, ein solches Loch zeitweilig abzuriegeln; wenn das bei den beiden größten Kreisen stattfindet, sprechen wir von Sonnen- und Mondfinsternissen (S.57f). (...) Weil aber der Prozess der Dehydratation, der zur Entstehung unseres Kosmos beigetragen hat, unablässig weitergeht, wird alle Feuchtigkeit unwiderruflich einmal verbraucht sein. Das Meer wird austrocknen. Vermutlich, dürfen wir ergänzen, wird das Feuer alles verbrennen, bis es, mangels weiterer Nahrung, erlischt, so dass der kosmologische Prozess schließlich gewissermaßen in umgekehrter Richtung verlaufen wird, d.h. weitergeht, bis die Elementarkräfte wieder in das *Apeiron* zurückgesunken sind. Vorstellbar ist auch, dass vorher die kleineren Feuerstreifen des Mondes und der Sterne von dem sie umschließenden Nebel überwältigt werden. Am Ende wird aber zweifellos im unerschöpflich vitalen *Apeiron* erneut ein samenartiges Gebilde entstehen“ (S.60).

An die Erwähnung des *Apeiron* schließt der älteste im Wortlaut überlieferte Satz der griechischen Philosophie, der so genannte *Spruch* des Anaximander, er findet sich in dieser Ausgabe im Text 15 (S.71)<sup>52</sup>:

ἐξ ὧν δὲ ἡ γένεσις ἐστὶ τοῖς οὖσι, καὶ τὴν φθορὰν εἰς ταῦτα γίνεσθαι κατὰ τὸ χρεῶν· διδόναι γὰρ αὐτὰ δίκην καὶ τίσειν ἀλλήλοισι τῆς ἀδικίας κατὰ τὴν τοῦ χρόνου τάξιν (DK12B1)

<sup>52</sup> In Mansfelds Übersetzung hat sich (außerhalb des *Spruchs*) ein kleiner Fehler eingeschlichen, „vier“ wurde bei der Wiedergabe von τετάρων στοιχείων vergessen.

Ü.:

(a) „Das Vergehen der seienden Dinge erfolge in die Elemente, aus denen sie entstanden seien, gemäß der Notwendigkeit: Denn sie zahlten *einander* Strafe und Buße für ihre Ungerechtigkeit nach der Ordnung der Zeit.“ (Gemelli Marciano)

(b) „Aus welchen (Dingen) die seienden Dinge ihr Entstehen haben, in diese findet auch ihr Vergehen statt, wie es sein muss, denn sie leisten einander Recht und Strafe für das Unrecht, gemäß der zeitlichen Ordnung.“ (Mansfeld; der den nicht originalen Teil - ein A-Fragment nach Diels/Kranz - kursiv druckt)

ad a)

Nach Gemelli Marciano ist „ἐξ ὧν“ epexegetisch zu εἰς ταῦτα und kann nicht auf den Singular φύσιν im vorangehenden „ἀλλ’ ἐτέρων τινὰ φύσιν ἄπειρον“ bezogen werden. Der Plural weist vielmehr darauf hin, dass das Warme und das Kalte, die sich aus dem „Ewigen“ ausgesondert haben, durch ihren gewaltsamen Kampf die Welten hervorbringen und die jeweiligen Welterscheinungen bestimmen. Überwindung der Grenze und gewaltsame Handlungen (ἀδικία) werden gemäß der Notwendigkeit (κατὰ τὸ χρεῶν) mit Überwältigung der jeweiligen Kräfte bestraft“.<sup>53</sup>

ad b)

Mansfelds Übersetzung deckt sich mit der Gemelli Marcianos im ersten Teil, die Wiedergabe des eigentlichen *Spruchs* erscheint mir – im Unterschied zu der Übersetzung Marciano Gemellis – weder zielsprachenorientiert noch adäquat: Die Wortwahl „einander Recht und Strafe *leisten*“ ist kaum als korrektes Deutsch einzustufen, hilft aber auch dem Sinn nicht auf die Sprünge. Diesem (gegenüber der Erstausgabe unveränderten) Phänomen werden wir – leider – auch bei Mansfelds Heraklitübertragungen mehr als einmal begegnen. Die Auslegung des *Spruchs* hat Mansfeld gegenüber der Erstausgabe revidiert. Verworfen wird die Deutung des Satzes als Darstellung eines Gleichgewichts der kosmos-immanenten Kräfte oder Sub-

<sup>53</sup> ebd.: S.65

stanzen, was ein ewiges Bestehen der Welt garantieren würde. Das stehe aber im „krassen Widerspruch mit der Überlieferung, nach der am Ende das Meer vollständig ausgetrocknet werde. Auch die detaillierten Berichte über den gewaltsamen Entstehungsprozess der Weltordnung lassen sich nicht in das Schema eines permanenten Equilibriums einordnen. Es scheint also besser, anzunehmen, dass die komplizierten, aber aus einfachen Urkräften oder Ursubstanzen wie dem Heißen und dem Kalten mühsam hervorgegangenen kosmischen Konstrukte – und was es sonst noch auf der Welt gibt – am Schluss wieder zu ihren einfachen Urgestalten zurückkehren werden“. Deshalb habe Anaximander die Elementarkräfte auch als endlich aufgefasst, denn „wenn eine von ihnen unendlich gewesen wäre, hätte sie – wie schon Aristoteles gesehen hat – den endgültigen Sieg errungen; dann wäre es nicht zur Entwicklung der heutigen Weltordnung gekommen, weil das Heiße bzw. das Kalte schon am Anfang seinen Gegner hätte aufzehren und vernichten können“ (S.61f). Der *Spruch* bringe die „Entwicklung und Weiterentwicklung des natürlichen Geschehens auf eine verständliche Formel“, er formuliere die „Unausweichlichkeit der natürlichen Prozesse“ als „Naturgesetz“, dass jene „unausweichlichen Aggressionen und Gegenaggressionen in einer strengen *Abfolge*“ zeitgebunden verlaufen, „indem der notwendige Effekt in der Zeit, und d.h. auch innerhalb *beschränkter* Zeit (Hervorhebungen im Text), auf die Ursache folgt“ (S.63). Und er betone die Gesetzmäßigkeit des Beschriebenen, „indem er in gewisser Hinsicht eine moralische Sprache spricht“, für Mansfeld der „bedeutendste Rest von Anthropomorphismus“, mit dem Anaximander „den emotionalen Bedürfnissen der Menschen, die in einem Universum wie dem seinen kaum am Platz sind, dennoch sprachlich entgegenkommt“, eine Formulierung, die auf den seit *Ilias* und *Odyssee* zu beobachtenden Glauben Rücksicht nehme, „dass alles, was geschieht, sozusagen moralisch *in Ordnung* ist (Hervorhebung im Text), dass es in irgendeiner Weise dem Schicksal und dem Willen des Zeus wie der anderen Götter entspricht“ (S.13). Aber zu große Bedeutung sollte der – wie Theophrast

sagte – „poetischen Ausdrucksweise“ des wörtlichen Fragments nicht beigegeben werden“ (S.62f.).<sup>54</sup>

### III. Heraklit

„Nachdem er mich dreißig Stunden in einem fort über alles, was man wissen muss, unterrichtet hatte, sagt der Weise am Ende zu mir: 'Ich fasse dir die Lehre zusammen. Sie besteht aus zwei Regeln: (1) Alle verschiedenen Dinge sind gleich. (2) Alle gleichen Dinge sind verschieden. Pendle im Geist zwischen diesen beiden Sätzen hin und her und du wirst erstens sehen, dass sie sich nicht widersprechen; so dann wirst du sehen, dass das Denken nur den einen *oder* den anderen bilden und sich nur vom einen zum anderen bewegen kann. Es gibt eine Zeit für den einen, und eine Zeit für den anderen, und wer den einen Satz denkt, denkt auch den anderen. Das ist alles.'“ (Paul Valéry, *Mauvaises Pensées et autres* (1942), übersetzt nach der italienischen Ausgabe: *Cattivi pensieri*, Milano 2006: S.25).

- „Wie es aber möglich ist, Einssein und Getrenntsein zusammen zu denken, das gehört einer anderen, nicht der Verstandeslogik an“ (= einem anderen *logos* an). (Aristoteles, *Met.* 1027 b 23 zitiert nach Pleines S.180 Anm. 610)

Es sollen drei der Themen, unter die Mansfeld die Fragmente gruppiert, herausgegriffen und mit seinen Erläuterungen und Elementen aus Gemelli Marcianos Heraklit-Kommentar sowie eigenen (RS) Bemerkungen angereichert werden.

- A) Der *Logos*
- B) Einheit der Gegensätze
- C) Kritik der großen Namen

#### A) Der *Logos*

##### B1

„Gegenüber der hier gegebenen, unabänderlich gültigen Auslegung (*Logos*) erweisen sich die Menschen als verständnislos, sowohl bevor sie als auch wenn sie sie einmal gehört haben. Denn obwohl alles in Übereinstimmung mit der hier gegebenen Auslegung geschieht, gleichen sie Unerfahrenen, sobald

<sup>54</sup> cf. dazu Verf. in *Latein Forum* 61, S. 25ff.

sie sich überhaupt an solchen Aussagen und Tatsachen versuchen, wie ich sie darlege, indem ich jedes Einzelne seiner Natur gemäß zerlege und erkläre, wie es sich damit verhält. Den anderen Menschen aber entgeht, was sie im Wachen tun, genau wie das, was sie im Schlaf vergessen“ (Nr.2)<sup>55</sup>

„Für diesen *Logos* da, der ewig ist,<sup>56</sup> gewinnen die Menschen kein Verständnis, weder bevor sie ihn gehört noch sobald sie ihn gehört haben; denn obwohl alles geschieht, wie es dieser *Logos* erklärt, gleichen sie Unerfahrenen, auch wenn sie solche Worte und Taten erfahren, wie ich sie darlege, indem ich jedes Einzelne entsprechend seinem Ursprung ausdeute und sage, wie es sich verhält. Den anderen Menschen aber entgeht, was sie im Wachen tun, ebenso wie sie vergessen, was sie im Schlaf tun.“ (Gemelli Marciano, S.295)<sup>57</sup>

B67

„Der Gott ist Tag-Nacht, Winter-Sommer, Krieg-Frieden, Sättigung-Hunger (*alle Gegensätze, das ist die Bedeutung*); er wandelt sich, genau wie Feuer, wenn es sich mit Duftstoffen verbindet, nach dem angenehmen Eindruck eines jeden (der Duftstoffe) benannt wird“ (Nr.45)<sup>58</sup>

(1) Heraklits Zentralbegriff bezeichnet sowohl den Inhalt seines Buches, also seine „Rede“, als auch das *ἔν σοφόν*, die „eine

<sup>55</sup> Übersetzungen ohne Namensangabe stammen von Mansfeld und folgen seiner Nummerierung.

<sup>56</sup> Τοῦ δὲ λόγου τοῦδ' ἕντος αἰεὶ ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι- Bruno Snell bezieht im Unterschied zu den beiden hier vorgelegten Übersetzungen „αἰεὶ“ nicht auf λόγου τοῦδ' ἕντος, sondern auf „ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι“ „Diese Lehre zu verstehen ...werden immer die Menschen zu töricht sein“.

<sup>57</sup> Snell: „den anderen Menschen bleibt unbewußt, was sie im Wachen tun, wie was sie im Schlaf bewußtlos tun.“

<sup>58</sup> Der *Logos* - der wie ein Blitz aufleuchtende *Sinn* - wird durch einen Vergleich mit dem Feuer verdeutlicht, das den Erscheinungen immanent und doch von ihnen verschieden ist, wie wir immer nur Duftstoffe riechen und niemals das Feuer selbst (cf. Ricken: S.34).

Weisheit<sup>59</sup>, die allgemeingültige Erklärung dessen, was die Welt, sowohl die physikalische wie die menschliche Erlebniswelt, im Innersten zusammenhält, nämlich das ständige Hin und Her der Gegensätze, durch das sich alles kontinuierlich und natürlich verwandelt und dennoch gleich bleibt.

Die Einheit in der Welt der Gegensätze stiften zwei Modalitäten des *Logos*, die sowohl im Kosmos als auch in der Seele des Menschen, in seinen unmittelbaren Erfahrungen, Gefühlen und der Moral wirksam sind: Das **Feuer** als konkreter Operator und der „**Krieg**“ als „Inbegriff der bewegenden Gegensätze“ (S.244) und Metapher für die maximale Spannung zwischen entgegengesetzten Zuständen; wie das Feuer ist der „**Krieg**“ insofern göttlich,<sup>60</sup> als er „alles beherrscht und bestimmt und dies immer tut“ (S.242). Dem „Gott“ in diesem Sinn „ist alles schön und gut und gerecht; die Menschen aber haben das eine als ungerecht, das andere als gerecht angesetzt“ (B102/Nr.103). Was den Menschen in Natur und Seele als Gegensatz erscheint, ist real eins, aber nicht als unendlich fließendes Werden - das dafür emblematisch gewordene „*Panta rhei*“ ist bekanntlich sogar *unvereinbar* mit dem Heraklitischen *Logos*; die Einheit ist auch nicht à la Parmenides ein „unerschütterliches, unteilbares, homogenes und lückenlos zusammenhängendes Seien“ (S.301) -, sondern als permanenter „**Krieg**“ (der Gegensätze), der deshalb „Vater aller Dinge“ genannt werden kann.

(2) Inbegriff der ewigen **physikalischen** Ord-

<sup>59</sup> „Es gibt nur eine Weisheit: ein vertrautes Verhältnis zur Einsicht, nach der überall alles gelenkt wird“ (B41/Nr.42). Snell übersetzt: „Das Weisheit ist das eine: den einsichtsvollen Willen zu verstehen,...“

<sup>60</sup> „Das eine Weisheit, das einzig und allein ist, ist nicht bereit und doch wieder bereit, mit dem Namen des Zeus benannt zu werden“ (B32/Nr.44) - „Das Göttliche ist, als oberstes Prinzip, damit einverstanden, wenn es mit dem Namen ‚Zeus‘ angeredet wird, und doch auch wieder nicht, weil die mit dem mythischen Zeus verbundenen Assoziationen auf es nicht zutreffen. Heraklits Gottesbegriff ist rational...“ (S.243) - Wie Anaximander und Xenophanes verwendet Heraklit nach griechischem Brauch „göttlich“ für etwas, das „alles beherrscht und bestimmt“ (S.242).

nung ist das Feuer:<sup>61</sup> „Die gegebene schöne Ordnung (Kosmos) aller Dinge, dieselbe in allem, ist weder von einem der Götter noch von einem der Menschen geschaffen worden, sondern sie war immer, ist und wird sein: Feuer, ewig lebendig, nach Maßen entflammend und nach (denselben) Maßen erlöschend“ (B30/Nr.62).<sup>62</sup> „Aus Feuer kommt Wasser, Wasser wird zur einen Hälfte Erde, zur anderen πρηστήρ (d.h. ‚Glutwind‘, ein feucht-warmes Gebilde), während die Erde wieder zu Wasser wird. Nach Heraklit haben wir uns das so vorzustellen: Wenn eine bestimmte Menge Feuer zu Wasser wird, wird eine äquivalente Menge Wasser gleichzeitig bzw. früher oder später zu Feuer, und die Menge Erde, die zu Wasser wird, wird gleichzeitig bzw. früher oder später von einer äquivalenten Menge Wasser, die zu Erde wird, ersetzt“ (S.241).

(3) Der **Mensch** nimmt in dieser Ordnung eine Sonderstellung ein:<sup>63</sup>

„Einerseits ist er, ohne sich dessen bewusst zu sein, eine mitwirkende Komponente des autonom pulsierenden kosmischen Lebens“. Denn das kosmische Feuer ist „auch **psychisch**, d.h. es hat Bewusstsein und Vernunft, wie auch das menschliche Bewusstsein (rational und emotional) „feuerhaft ist, Bewusstsein ist für Heraklit eine Sache des Feuerhaften. (...) Die Seele ernährt sich aus oder lebt vom Feuchten des Körpers (u.a. der Nahrung), wie sie auch abgestorbene Seelenmengen in feuchter Form dem Körper zurückgibt. Das fortwährende Pendeln von Wachen und Schlafen wird von Heraklit als eines zwischen relativer Trockenheit und Feuchtigkeit der Seele aufgefasst. Die Seele befindet sich im Körper wie der Badende im Strom...“.<sup>64</sup> Daher hat ein Betrunkener „we-

niger Verstand und weniger Kontrolle über seinen Körper, eben weil er eine feuchte Seele hat“.<sup>65</sup> Wenn der Mensch gestorben, d.h. die individuelle Seele völlig zu Wasser geworden ist, hat der Leichnam nichts Seelisches, d.h. nichts Menschliches, mehr: Er erkaltet und taugt nur zum Wegwerfen und als Dünger, damit neue Seelen entstehen“ (S.242).<sup>66</sup>

Andererseits hat der Mensch die Möglichkeit, den Prozess, dessen Teilnehmer er ist, zu begreifen, d.h. zu verstehen, dass er tatsächlich in dieser wie in jener Weise von der Einheit der Gegensätze bestimmt und vorangetrieben wird“ (S.239). Dem Fragment B1 ist dazu zu entnehmen, dass Heraklit die Gültigkeit des *Logos* nicht „davon abhängig (macht), dass er sie (sic!) ausspricht. Anscheinend ist es grundsätzlich möglich, zur Deutung der Erfahrungstatsachen vorzudringen, auch ohne den *Logos* schon vernommen zu haben. Andererseits braucht der *Logos* auch nicht kritiklos akzeptiert zu werden, eben weil seine Gültigkeit sich anhand der von Heraklit vorgeführten Beispiele verifizieren lässt“ (S.239f). Die Einsicht (in den *Logos*) ist nebenbei nicht nur für den „Dummkopf“ schwer zugänglich, der „bei jeder Auslegung (= λόγος) den Kopf zu verlieren pflegt“ (Nr.8)<sup>67</sup>, sondern auch für viele weise Männer, was Heraklit mit einem Bild erläutert: „Wenn sie schlafen, sind die Menschen der gemeinsamen Erfahrungswelt des Tages entrückt und in eine private Welt einge-

im Wachen angezündeter Schlafender“. Nach Gemelli Marciano will H. damit das Erkenntnisvermögen der Seele im Schlaf und im Wachzustand illustrieren: „Erst in einem dem Tod ähnlichen Zustand ist sie imstande, klar zu sehen“ (S.367), d.h. im Schlaf ahnt er mehr über sich und die Welt, was in gewissem Sinn moderne Einsichten in die Funktion von Traum und Unbewusstem vorwegnimmt.

<sup>65</sup> B118: „Die trockene Seele ist die weiseste und beste“ (Nr.88). B117: „Wenn ein Mann betrunken ist, wird er von einem unerwachsenen Knaben geleitet, schwankend, ohne zu verstehen, wohin er geht; denn feucht ist seine Seele“ (Nr.89)

<sup>66</sup> B96: „Leichname sollen eher hinausgeworfen werden als Mist“ (Nr.120)

<sup>67</sup> Snell übersetzt B87: „Dem Blöden fährt bei jedem sinnvollen Wort der Schrecken in die Glieder.“

<sup>61</sup> Cf. im Folgenden S.237f.

<sup>62</sup> B66: „Über alles wird das Feuer, sagt er, einmal herangekommen, urteilen und es verurteilen“ (Nr.74); B64: „Alles steuert der Blitz“ (Nr.75)

<sup>63</sup> S.238f

<sup>64</sup> B26: „In der Nacht entzündet der Mensch ein Licht für sich selbst, seine Sehkraft ist erloschen; dennoch lebendig, rührt er an den (bzw. entzündet er sich an dem) Toten im Schlaf; im Wachen rührt er an den (bzw. entzündet er sich an dem) Schlafenden“ (Nr.91) – Snell übersetzt: „Im Schlaf ist er gleichsam angezündeter Toter,

taucht, in der ihr Bewusstseinszustand die Bewusstlosigkeit ist bzw. zwischen normalem Bewusstsein und Bewusstlosigkeit schwebt und schwankt. Aber auch wenn sie wach sind und in der weit realeren, gemeinsamen Welt des Tages leben, haben sie noch kein Bewusstsein davon, wie diese Tageswelt beschaffen ist, und konstruieren sich private, untereinander verschiedene Erklärungen für das in ihr Befindliche bzw. für die Beschaffenheit als Ganzes. Wie nun diese mehr intersubjektive Erkenntnis der Tageswelt sich zum mehr privaten oder sogar unbewussten Traum- und Schlaferlebnis verhält, so verhält sich die Einsicht in die wirkliche Beschaffenheit der Dinge zu den alltäglich von den Menschen praktizierten und geglaubten Deutungsversuchen“ (S.239).<sup>68</sup>

(4) Exkurs zum „Krieg“ bei Heraklit

B53

„Krieg ist von allem der Vater, von allem der König, denn die einen hat er zu Göttern, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien gemacht.“ (Nr.50)

B80

„Es gehört sich, dass man weiß, dass der Krieg etwas Allgemeines ist und Recht Zwiespalt und dass alles geschieht in Übereinstimmung mit Zwiespalt und so auch verwendet wird.“ (Nr.51)<sup>69</sup>

<sup>68</sup> B2: „Daher hat man sich dem Allgemeinen anzuschließen – d.h. dem *Gemeinschaftlichen*, denn der *gemeinschaftliche (Logos)* ist *allgemein*; ungeachtet der Tatsache aber, dass die Auslegung eine allgemeine ist, leben die Leute, als ob sie über eine private Einsicht verfügten“ (Nr.3); Snell übersetzt: „als hätten sie ein Denken für sich“. – B17: „Die Leute (πολλοί) verstehen die Dinge nicht, die ihnen begegnen, und wenn diese ihnen erklärt werden, begreifen sie sie nicht und beharren auf ihren privaten Einsichten“ (Nr.5); Snell übersetzt: „...belehrt man sie auch, sie erkennen es nicht – aber sie bilden sich etwas ein“.

<sup>69</sup> Mansfelds Übersetzung von κατ' ἔριν και χρεώμενα verdunkelt den Sachverhalt, denn wie sollen wir uns vorstellen (können), dass alles nicht nur in „Übereinstimmung mit Zwiespalt“ geschieht, sondern auch „so verwendet“ wird? Von wem oder wie? Außerdem klingt das Synagma „in Übereinstimmung mit Zwiespalt“ in der

Zum besseren Verständnis von B80<sup>70</sup> seien zwei weitere Übersetzungen angefügt:

- „Man soll aber wissen, dass Krieg Gemeinsamkeit ist und Gerechtigkeit Streit und dass alles geschieht durch Streit und Notwendigkeit.“ (Gemelli Marciano, S.307)
- „Zu wissen aber tut not: Der Krieg führt zusammen, und Recht ist Streit, und alles Leben entsteht durch Streit und Notwendigkeit.“ (Snell)

„Krieg ist Vater und König von allem und ordnende Kraft: Er weist jedem Wesen seine Rolle zu. Somit bestimmt er die Grundlagen des religiösen wie des politischen Lebens. Ein durch feste Gesetze geregelter Krieg zwischen Feuer und Feuchtem bestimmt auch die meteorologischen Phänomene; Tag und Nacht sowie Jahreszeiten werden jeweils vom Herrschen des Feuers (Anzünden) bzw. des Feuchten (Erlöschen) bestimmt. So übernimmt der Krieg die Funktion der traditionellen *Dike*, die Ordnung in der Welt und bei den Menschen zu gewährleisten“, meint Gemelli Marciano (S.338). Auch Konrad Paul Liessmann nimmt Heraklits Spruch wörtlich: „Es ist der Krieg, der die letzten Entscheidungen trifft: über Recht und Unrecht, über Gut und Böse, über Leben und Tod. Und wer würde diese Einsicht nach den Erfahrungen mit dem Irak-Krieg noch bezweifeln?“ – „Natürlich möchte man den Krieg“ – fährt Liessmann fort – „am liebsten als das Böse schlechthin definieren“. Aber damit würde man es sich zu leicht machen. Das abwägende Hin und Her von Liessmanns Ausführungen schillert höchst ambivalent oder unentschieden zwischen milder Missbilligung und Pragmatismus („Der Krieg ist wieder ein Thema geworden“), zwischen widerwilliger Reverenz vor dem VATER ALLER DINGE und dem noch nicht ganz vergessenen Kantschen Traum vom „ewigen Frieden“ oder zumindest von einem „Minimum an Humanität im

guten Absicht, die Einheit der Gegensätze abzubilden, eine Spur zu forciert!

<sup>70</sup> „εἰδέδναι δὲ χρῆ τὸν πόλεμον ἔοντα ξυνὸν καὶ δίκην ἔριν καὶ γινόμεα πάντα κατ' ἔριν καὶ χρεώμενα“

Inhumanen“.<sup>71</sup> Gegen diese Ontologisierung des Krieges als eines *an sich* gerechten (Gemelli Marciano) oder als Maß aller Dinge (Liessmann) würde Heraklit selbst sich verwahren, der seine Theorie des (realen) Krieges aus Homer und seiner politischen Erfahrung in Ephesos entwickelt hat. Die Besiegten wurden (bestenfalls) als Sklaven verkauft, die Sieger wurden oder blieben frei, insofern war die Gesellschaftsordnung ein Ergebnis des Krieges. Der Krieg als periodisch wiederkehrendes Schlachthaus wurde wie eine Naturkatastrophe erlebt und ebenso *ad acta* gelegt. *Kriegsverbrechen* gab es *per definitionem* nicht.

Heute sind „alle Wohlmeinenden selbstverständlich gegen den Krieg, so wie sie für die Mutterschaft sind. Das Malheur dabei ist, dass nicht alles gut ist, was gut gemeint ist. So ist zum Beispiel der Pazifismus der Dreißigerjahre mitverantwortlich für das nazistische Grauen, und vielleicht werden in naher Zukunft jene Leute, die gegenwärtig die Mutterschaft verherrlichen, für die Entsetzen der Überbevölkerung verantwortlich gemacht werden“.<sup>72</sup> Diese Zweischneidigkeit ihres Projektes bzw. dessen verdrängter, aber nicht auszublendender „collateral damage“ lässt sich Müttern und Pazifisten mit Heraklits B48 kurz und einprägsam vor Augen führen:

„Nun ist der Bogen (= βίος auf der 2. Silbe betont) dem Namen nach Leben (= βίος auf der 1. Silbe betont), sein Werk aber (bringt) Tod“ (Snell).

Gemelli und Liessmann bedenken zu wenig, dass B53 (und B80) nicht nur den (konkreten) Krieg als Teil der Geschichte des Menschen, sondern primär den (metaphorischen) Krieg als „Inbegriff der bewegenden Gegensätze“ meint. In einer Welt der unaufhebbaren Gegensätze ist aber naturgemäß „ewiger Frie-

de“ nicht denkbar, genau so wenig wie ein *bellum omnium contra omnes*, das nicht auch einmal (für noch so kurze Zeit) zum (Waffen-) Stillstand käme. Heraklits *Logos* dekretiert, dass es ohne „Krieg“ nichts gäbe, keine Welt, kein Leben, auch keine menschliche Zivilisation. Und er hat – das würde zu ihm passen – wie Sophokles und Theognis (vielleicht in einem uns nicht erhaltenen Bruchstück) befunden: „Drum besser wär's, dass nichts entstünde“. Dieser Meinung ist jedenfalls *Vilem Flusser*: Die ebenso „wohlmeinenden“ wie allgemein verbreiteten Ansichten verabschiedend, wonach „der Krieg schlecht ist, weil er die schlechte Welt hervorbringt bzw. wonach der Krieg schlecht ist, weil er die gute Welt kaputt macht“, liest er B53 gegen den Strich, nicht als Verherrlichung von Krieg und Kampf als Ordnungsmacht und höhere Gerechtigkeit, sondern als Feststellung der abgründigen Tatsache, dass Mensch-Sein – singemäßig nach E. M. Cioran – gleichbedeutend ist mit „In-der-Falle-Sein“: „Wenn man seinen Satz, der Krieg sei der Vater aller Dinge, zitiert, vergisst man meistens, hinzuzufügen, dass für Heraklit alle Dinge eine Art von Abfall sind, eine Art von Umweltverschmutzung, und dass daher Heraklit den Krieg als Vater alles Verächtlichen (nämlich der dinglichen Welt) ansieht. Gäbe es den Krieg nicht, dann wäre alles logisch, da es ihn aber gibt, gibt es so einen unlogischen Unsinn wie eben Dinge. Heraklit ist der erdenklich radikalste Pazifist: er war gegen die Dinge überhaupt, weil sie aus dem Blödsinn des Krieges hervorkommen“. Das heißt, die so genannten „Dinge des Lebens“ (sie wurden auch schon „Geworfenheit“ oder „Erbsünde“ genannt) besiegeln unser Schicksal und wir *leben* Tag für Tag und Nacht für Nacht den *Wahnsinn*, den diese – mit jeder Geburt reproduzierten – Dinge als „Normalität“ über uns verhängen, dem *Logos* zum Trotz, der erklärt, was es mit Vater-/Mutterschaft auf sich hat: „Die Vaterschaft des Krieges ist ebenso wie die Mutterschaft der Frauen eine zweideutige, bis tief in die Wurzeln des Daseins reichende Sache. (...) Man wird die Welt nicht los, denn der Krieg ist ihr Vater“,<sup>73</sup> und – so können wir auf Flussers Spur ergänzen – die Verblendung

<sup>73</sup> www.khm.de/flusser

<sup>71</sup> Cf. Liessmann: S.66f. Auch der Jesuit Friedo Ricken kann sich in seiner *Philosophie der Antike* dem martialischen Kitzel in Heraklits Spruch nicht entziehen, wenn er bekennet: „Alles Seiende muß sich im Kampf bewähren; erst die Extremsituation bringt sein Wesen zum Vorschein.“ (S.34)

<sup>72</sup> Vilem Flusser (1920-91); „Vom Vater aller Dinge“ = www.khm.de/flusser

der Geschlechter ihre Mutter. „Drum besser wär's, dass nichts entstünde“ oder mann/frau ist einsichtig und nimmt mit den Freuden der Reproduktion auch den „Blödsinn“ des Krieges in Kauf.

## B) Die Gegensätze und ihre Einheit

B8

„Das Widerstrebende zusammenstrebend und aus dem Sichabsondernden die schönste Harmonie“ (Nr.47)<sup>74</sup>

B10

„Verbindungen: Ganzheiten und keine Ganzheiten, Zusammenstrebendes-Sichabsonderndes, Zusammenklingendes-Auseinanderklingendes; somit aus allem eins wie aus einem alles“ (Nr.46)<sup>75</sup>

„Sie verstehen nicht, wie Sichabsonderndes sich selbst beipflichtet: eine immer wiederkehrende Harmonie, wie im Falle des Bogens und der Leier“ (Nr.49)<sup>76</sup>

Gegensatzpaare wechseln ab, bilden aber *im Gegensatz* eine Einheit. „Diese Einheit der Gegensätze gibt es nicht nur im Nacheinander, sondern auch als ihr gleichzeitiges Gegenwärtigsein“ (S.238). So sind Leben und Tod eins, denn die Erde lebt des Wassers Tod wie Wasser den der Erde usw. (S.241). „Es ist dieselbe lebendige natürliche Kraft, die in all diesen verschiedenen Gestalten gegenwärtig

<sup>74</sup> „Das Wiedereinanderstehende zusammenstrebend und aus dem Unstimmigen die schönste Harmonie“ (Snell)

<sup>75</sup> „Zusammensetzungen sind Ganzes und Nichtganzes, Einträchtig-Zwieträchtiges, Einstimmend-Mißstimmendes, und aus Allem Eins und aus Einem Alles“ (Snell). Gemelli Marciano übersetzt συμφερόμενον, διαφερόμενον mit „Zusammenstrebendes, Auseinandertretendes“ und συμφῶδες διαφῶδες mit „Übereinstimmendes, Dissonantes“ (S.305)

<sup>76</sup> „Sie verstehen nicht, wie es [das Eine] auseinander strebend ineinander geht: gegenstrebige Vereinigung wie beim Bogen und der Leier (Diels). „Sie verstehen nicht, wie das Unstimmige mit sich übereinstimmt: des Widerstrebendsten Fügung wie bei Bogen und Leier“ (Snell). Gemelli Marciano liest statt „παλίντροπος“ „παλίντονος“ und übersetzt: „Sie verstehen nicht, wie das Auseinandertretende mit sich selbst übereinstimmt: rückstrebige Fügung wie bei Bogen und Leier“ (S.303).

ist, sie bestimmt und sie in ihrem Alternieren vorantreibt. So befindet sich das Universum „beständig im Gleichgewicht“ (S.246).

„Die Vorstellung, dass das menschliche Leben von Gegensätzen beherrscht wird, ist alles andere als neu: Seit Homer begegnet die Auffassung, dass in der Erlebniswelt Gegensätze wie Leben und Tod, sterblich und unsterblich, Wissen und Nichtwissen, Jugend und Alter, Armut und Reichtum, Recht und Unrecht, Macht und Ohnmacht, Glück und Unglück gelten. (...) Heraklit hat diese Vorstellung sowohl verallgemeinert als auch radikalisiert. Die pendelnde Gegensätzlichkeit gilt für alle Bereiche der Erfahrung, für die physikalische wie für die moralische und erkennbare Welt, und sie ist grundsätzlich überall und immer dieselbe. Soweit die Verallgemeinerung; was die Radikalisierung betrifft, so hat Heraklit nicht nur die Gegensätzlichkeit der Gegensätze, sondern vor allen Dingen ihre Einheit, ihre Identität hervorgehoben, die als sich im ewig wiederkehrenden Auf und Ab der Gegensätze manifestierend dargestellt wird“ (S.245f). Dieses fast unsagbare Schillern von Identität und Gegensätzlichkeit soll an einem als besonders dunkel geltenden Fragment zum Leuchten gebracht werden:

B62

- „Als Unsterbliche sind sie sterblich, als Sterbliche unsterblich: Das Leben der Sterblichen ist der Unsterblichen Tod, der Tod der Unsterblichen der Sterblichen Leben.“ (Nr.66)

- „Sterbliche-Unsterbliche, Unsterbliche-Sterbliche, die den Tod der einen leben und das Leben der anderen sterben“ (Gemelli Marciano, S.307)

- „Unsterbliche sterblich, Sterbliche unsterblich, - lebend einander ihren Tod, ihr Leben einander sterbend“ (Snell)

- „Immortali mortali, mortali immortali, viventi nella morte di quelli, ma, nella vita di quelli, morti“ (Giorgio Colli)<sup>77</sup>

<sup>77</sup> „Unsterbliche Sterbliche, sterbliche Unsterbliche, lebend im Tod jener, aber im Leben jener tot“ (1993: S.55). Es fällt auf, dass nur Colli auf die

Zunächst sticht das kapitale Versehen in Mansfelds Übersetzung von B62 ins Auge, denn es muss sicher heißen: „Das Leben der Sterblichen ist der Unsterblichen Tod, **der Tod der Sterblichen der Unsterblichen Leben**“. Der Fehler findet sich schon in der Erstausgabe. Auch sein Versuch, in B8, B10 und B51 διαφερόμενον mit „Sichabsonderndes“ neu zu nuancieren, führt in die Irre, besonders im Fall von B8: Wie soll etwas, das sich „absondert“, also entfernt und für sich bleibt, (mit seinem Gegenteil) zur Harmonie zusammenfinden können? Und worin „pflichtet“ sich in B51 das „Sichabsondernde“ bei? Es stimmt sich dabei zu, dass es seiner Wege geht, d.h. der „Sonderling“ geht in *eine* Richtung und entzieht sich damit der *Gegenrichtung*, statt sich ihr (in den Weg) zu stellen und sich mit ihr *zusammen auseinandersetzen*.

- Bei **Mansfelds** Paraphrase von B62 ist zu beachten, dass er das Fragment nicht – wie üblich – in der Abteilung „Gegensätze“, sondern unter „Physik“ verrechnet: „Unsterbliche sind sterblich wie Sterbliche unsterblich sind, da sie gegenseitig des anderen Tod leben bzw. Leben sterben. Es ist immer das lebendige Feuer, das diese Bewegungen steuert, indem es in genauer Proportion in seinem jeweiligen Erlöschen wieder aufflammt“ (S.241).<sup>78</sup>
- Das kann schon vom Ansatz her nicht zur Erhellung der Einheit dieses Gegensatzpaares beitragen, ebenso wenig wie die Erläuterung von **Jürgen-Eckardt Pleines**, der zwar zu Recht anmerkt, dass Heraklit

*Aktionsart* des Perfektpartizips τεθνεώτες Rücksicht nimmt. Die Handlung ist abgeschlossen („tot“), während alle anderen Übersetzungen mit dem (durativen) „sterben“ operieren. Allerdings muss Colli die Transitivity (der Partizipia) preisgeben (ζώντες τὸν θάνατον / τὸν βίον τεθνεώτες).

<sup>78</sup> Cf. B30: „Feuer, ewig lebendig, nach Maßen entflammend und nach (denselben) Maßen erlöschend“ (Nr.62)

„Kritik an der mythischen Rede von den Unsterblichen“ üben will, aber dann den Textsinn verfehlt, wenn er meint, dass die Unsterblichen ihr Leben „in Wahrheit dem Tod der Sterblichen verdanken. Umgekehrt würden die Sterblichen im Wissen um ihre Vergänglichkeit die Unsterblichen immer schon in Erwartung des Kommenden und Bleibenden übernommen (sic!) haben. (...) Dieser tieferen Einsicht versagte sich jedoch der empirische Verstand, für den lebendig und tot niemals dasselbe bedeuten konnte. Eben gegen diese Logik wandte sich das zitierte Fragment in der Einsicht, daß (sic!) alles Leben, das um sich weiß und um sich bekümmert ist, in seinem Fühlen, Denken und Handeln den Tod immer schon vorweggenommen hat, ohne deshalb in Todesfurcht zu leben oder sich in Todessehnsucht zu verzehren. Im nämlichen Sinn gehört für Heraklit Leben und Tod allemal (sic!) zusammen“ (2002, S.102). Es drängen sich zwei Einwände auf:

- a) Was genau können wir uns darunter vorstellen, dass die ihres Todes gewissen Menschen „immer schon“ die Unsterblichen „übernommen haben werden“, indem sie „Kommendes und Bleibendes“ erwarten? Werden sie unsterblich qua *Erwartung* von etwas, das von ihnen „bleiben“ wird?
  - b) Wird hier nicht unter der Hand der eigentliche Gegensatz Unsterbliche/Sterbliche mit der nicht äquivalenten Paarung „Leben/Tod“ vermischt?<sup>79</sup>
- **Gemelli Marciano** will „ἐκείνων“ nicht auf zwei verschiedene Subjekte beziehen (Sterbliche/Unsterbliche), sondern auf zwei Aspekte desselben Subjektes (Heroen als Unsterbliche bzw. Sterbliche) und erklärt den Satz so: „Die Heroen sind zugleich unsterbliche Wesen, die ein Leben als sterblich leben, und sterbliche Wesen, die zu einem unsterblichen Leben bestimmt sind. Wenn sie leben, stirbt ihre Unsterblichkeit, wenn sie sterben, lebt sie

<sup>79</sup> Cf. das bei Mansfeld auf B62 folgende B88: „Dasselbe ist: lebendig und tot und wach und schlafend und jung und alt. Denn dieses ist umschlagend in jenes und jenes umschlagend in dieses“ (Nr.67).

aber“ (S.357). Indem sie durch ihre Lesart die beiden Antithesen „Sterbliche-Unsterbliche, Unsterbliche-Sterbliche“ („Sterbliche, die unsterblich sind, und umgekehrt, sind Heroen“) liquidiert, kommt sie zu einer plausiblen Lösung, die aber Fragen aufwirft: War sie die Mühe wert, die Heraklit stilistisch (zwei chiasmatische Antithesen) aufgewendet hat? Widerspricht diese Glättung des Gegensatzes nicht Heraklits Idee vom Pendeln der Gegensätze zwischen Gegensätzlichkeit und Einheit? Und warum sollte er das Binom *wiederholen*, wenn er mit ihm schlicht den Terminus „Heroen“ umschreiben wollte?

- Verwenden wir der Einfachheit halber für Heraklits Unsterbliche „Götter“ und für Sterbliche „Menschen“, denn andere Lebewesen können nicht gemeint sein, da Unsterblichkeit ein Begriff ist, der Selbstreflexion und das (mehr oder weniger verdrängte) Bewusstsein vom eigenen Ende voraussetzt. Die Begriffe „Menschen“ und „Götter“ befinden sich nur dann auf der gleichen Ebene, wenn man an die Existenz von Göttern glaubt und ein anthropomorphes, jedenfalls aber personales Bild von der Gottheit für bare Münze nimmt. Für Heraklit, in dessen *Logos* kein Platz für die Götter der Mythologie vorgesehen ist, kann es also die Kategorie „Unsterblichkeit“ nur geben, weil es Sterbliche gibt, die diese Vorstellung aus sich geschöpft haben und mit ihr nach Belieben operieren, sie können etwa so genannte Unsterbliche in den Intermundien Nektar und Ambrosia genießen oder auf Erden sterben lassen (z.B. den Sohn Gottes am Kreuz) oder sich selbst aufgrund hervorragender Leistungen für „unsterblich“ halten, wie z.B. Horaz und Ovid in Bezug auf ihr dichterisches Werk. In B62 geht es aber nicht um Wunschdenken oder die so genannte Unsterblichkeit, die ein Herakles, Homer oder Adolf Hitler genießen, aber naturgemäß genau deswegen *nicht* genießen können, weil sie nur als Name in unserer Erinnerung „weiterleben“. Heraklit will auf seine Art für reine

Luft sorgen, indem er mit seiner irritierenden Formulierung andeutet<sup>80</sup>, dass der Olymp leer und die Erde „voll von Göttern“ ist<sup>81</sup>, die *Menschen* sind, „unsterbliche Sterbliche, sterbliche Unsterbliche, lebend im Tod jener, aber im Leben jener tot“. Denn wenn wir als Menschen *leben*, sowohl in ewiger Gegenwart im Sinne von „*Carpe diem*“ als auch von „*Meditare mortem*“, da wir unsere Sterblichkeit nicht *nicht* denken können, sind wir (wie die) Götter, *ist* das unsere Unsterblichkeit auf Erden, die die Götter als Wesen auf dem Olymp, in den Intermundien oder „im Himmel“ überflüssig macht, liquidiert, tötet. *Leben* wir in diesem „wie ein Blitz aufleuchtenden“ Sinn (*Logos*),<sup>82</sup> verschwinden die Götter als überirdische Wesen und auch die *unirdischen* Träumereien von einem „Leben nach dem Tod“. Sind die Götter/ist „Gott“ als solche(r) tot, *leben* wir ihren/seinen Tod, wir sterben ihr/sein Leben, d.h. wir sind (wie) Tote, solange wir Göttern/„Gott“ eine von uns unabhängige Existenz zuschreiben, sie/„ihn“ (in der Vorstellung) *leben* lassen. *Wir* sind (un)sterblich und sind es nicht.<sup>83</sup> Das lässt sich nicht *zugleich* denken, aber einüben, wenn wir uns Paul Valérys Heraklitismus zu eigen machen, indem wir wachsam und *wie* tot<sup>84</sup> von der Gegensätzlichkeit der Gegensätze zu ihrer Identität und von dort wieder zu ihrer Gegensätzlichkeit hin- und her- und hin- und her-...usw. denken: „Pendle im Geist zwischen diesen beiden Sätzen hin und her und du wirst erstens sehen, dass sie sich

<sup>80</sup> Wie Apollon in B93, der „nicht erklärt und nicht verbirgt, sondern andeutet“ (σημαίνειν).

<sup>81</sup> Cf. den von Aristoteles dem THALES zugeschriebenen Satz: „πάντα πλήρη θεῶν εἶναι“ (DK11A22)

<sup>82</sup> B66: „Über alles wird das Feuer, *sagt er*, einmal herangekommen, urteilen und es verurteilen“; B64: „Alles steuert der Blitz.“

<sup>83</sup> „In die gleichen Ströme steigen wir und steigen wir nicht; wir sind es und sind es nicht.“ (B49a; Snell)

<sup>84</sup> Cf. das oben erwähnte Fragment B26: „Im Schlaf ist der Mensch gleichsam angezündeter Toter, im Wachen angezündeter Schlafender“ (Snell), was Gemelli Marciano auf die Seele bezieht und so deutet, dass diese „erst in einem dem Tod ähnlichen Zustand imstande ist, klar zu sehen“ (S.367).

nicht widersprechen; sodann wirst du sehen, dass das Denken nur den einen oder den anderen bilden und sich nur vom einen zum anderen bewegen kann. Es gibt eine Zeit für den einen, und eine Zeit für den anderen, und wer den einen Satz denkt, denkt auch den anderen". Das Fragment B62 *macht Sinn*, wenn, ja wenn wir uns nicht vom *Logos* „absondern“, „mit dem wir ununterbrochen verkehren“ (B72/Nr.4), und es lässt uns *verstehen*, „wie das Unstimmige mit sich übereinstimmt: des Wider-Spännstigen Fügung wie bei Bogen und Leier“ (B51): Der Gegensatz *Sterbliche-Unsterbliche identifiziert* unseren vergänglich-stolzen Status auf Erden (ohne einen Vater im Himmel): Als *morituri* sind wir unsterblich und als (eingebildete) Götter dem Tod geweiht.

(C) Kritik der großen Namen<sup>85</sup>

B42

„Homer, sagte er, verdient es, aus den Wettbewerben hinausgeworfen und verprügelt zu werden, und Archilochos etwa dasselbe.“ (Nr.14)

B56

„Hinsichtlich der Erkenntnis der offenkundigen Dinge werden die Menschen irreführt ähnlich wie Homer, der, verglichen mit allen anderen Griechen, noch der weiseste war. Jenen nämlich führten Knaben, die Läuse töteten, in die Irre, indem sie sagten: 'Was wir gesehen und angefasst haben'<sup>86</sup>, das lassen wir zurück, und was wir weder gesehen noch angefasst haben, das nehmen wir mit.'" (Nr.12)

B40

„(Aber) viel Gelehrsamkeit lehrt noch nicht, sich einen Begriff zu machen;<sup>87</sup> sonst würde sie es Hesiod gelehrt haben und Pythagoras, wie auch Xenophanes und Hekataios“ (Nr.16)

<sup>85</sup> cf. die ausführliche Behandlung dieses Punktes durch den Verf. in *Latein Forum* 61, S.17-21

<sup>86</sup> Mansfelds Text gibt die Variante „κατελάβομεν“; Snell übersetzt „ελάβομεν“ mit „fangen“, Gemelli Marciano mit „gegriffen“.

<sup>87</sup> πολυμαθία νόον ἔχειν οὐ διδάσκει. „Vielwisserei lehrt keine Vernunft“, übersetzt Snell, in dessen Text „ἔχειν“ fehlt

B129

„Pythagoras, des Mnesarches Sohn, hat am meisten von allen Menschen Forschung getrieben; und indem er eine Auswahl aus seinen diesbezüglichen Notizen vornahm, machte er sich daraus eine eigene Weisheit, Vielwisserei, schlimme Machenschaften.“(Nr.18)<sup>88</sup>

Anhand seines *Logos* als Rede bzw. „Auslegung“, wie sich ALLES in Wirklichkeit verhält, als Einsicht, die allgemeingültigen Charakter hat, kann Heraklit konkurrierende Versuche, die Welt und das Leben zu deuten, zurückweisen, wobei er u.a. die großen Epiker (Homer, Hesiod), den Historiker Hekataios und die Philosophen Xenophanes und Pythagoras scharf kritisiert, eine Kritik, die auf den ersten Blick nicht plausibel erscheint, zumal Heraklit etwa mit Xenophanes einer Meinung ist, was den (wichtigen) Gottesbegriff angeht (cf. S.243). Gemelli Marciano erklärt die Abneigung des „dunklen“ Stilistikers und Einzelgängers Heraklit gegen die Genannten sowie gegen die mit deren Gedichten verbundenen Auftritte der Rhapsoden in den ionischen Städten Kleasiens einerseits mit dessen Abneigung gegen ein großes, undifferenziertes Publikum, vor dem z.B. Xenophon und Hekataios auftraten, nicht wissend, dass - nach Heraklit - die „meisten schlecht sind und nur wenige gut“ (B104/Nr.11); andererseits mit der Aversion dessen, der von sich sagte, er habe sich selbst erforscht bzw. alles von sich (aus) gelernt (B101)<sup>89</sup>, gegen die Polymathetes, die „Wissenssammler“: „Das Sammeln charakterisiert übrigens die griechische Kultur der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts.“<sup>90</sup> Von diesem Standpunkt aus konnte Hesiod als Sammler von Mythen, Hekataios als Sammler lokaler

<sup>88</sup> Snell übersetzt: „...und indem er diese Schriften zusammenlas, nahm er sie als seine eigene Weisheit, Vielwisserei und Lügenkunst (κακοτεχνίην)“

<sup>89</sup> „Ich beriet mich bei mir selbst“ (Nr.40); „Ich habe mich selbst erforscht“ (Gemelli Marciano); „Ich habe mir selbst nachgeforscht“ (Snell) – Mansfelds Neuübersetzung will offenbar nicht das Objekt der Untersuchung (Heraklits „Ich“), sondern diese selbst zentrieren, nämlich wie Heraklit von sich aus durch eigene Überlegung zur richtigen Erklärung fand.

<sup>90</sup> Gemelli Marciano, S.331. cf. im Folgenden 331f.

mythischer Traditionen und Geograph der Bräuche, Xenophanes' in Hexametern verfasste Gedichte als Sammlung verschiedener Themen erscheinen: „Um Orakel zu verstehen und Rätsel zu lösen, bedarf es keiner Polymathie, sondern eines natürlichen Verstandes: Kluge Kinder sind dem weisen Homer überlegen, der ihr Rätsel über die Läuse nicht lösen kann“ (s.o.).<sup>91</sup> Heraklit will sich mit dieser dezidierten Abgrenzung gegen nicht gerade leichtgewichtige Konkurrenz als originaler Denker par excellence profilieren, der Wissen nicht reproduzieren, sondern aus sich hervor-holen und wenigen Auserwählten zum nachhaltigen Weiterdenken zuspielden will, ohne sich – wie die „Vielwiser“ und Rhapsoden – einem breiten Publikum anzudienen, dem die Vortragenden ihre Redeform naturgemäß anpassen und so die Klarheit ihrer Botschaft trüben, ja zu Scharlatanen werden müssen: „(Pythagoras) Pionier der Prahlereien“ (B81/Nr.19).<sup>92</sup> Heraklits Schrift war kaum für solche „Rezitationen“ gedacht, seine Sprache erforderte einen abgezielten Bereich, vielleicht einen Sektor im Artemis-Tempel, wo er seine Schrift hinterlegt haben soll und wo er sich nach den von den antiken Biographen erzählten Anekdoten vorzugsweise aufhielt. Denn seine Sprache will Tiefes durch kurzes Hindeuten vermitteln, wie Apollon: „Der Fürst, dem das Orakel zu Delphi gehört, erklärt nicht, verbirgt nicht, sondern deutet an“ (B93/Nr.26).<sup>93</sup> Heraklit – so Mansfeld – räumt zwar ein, dass seine Lehre selbst durch diese Art der Vermittlung nicht (sofort) einleuchten muss. „Diese finsternutende Feststellung bedeutet aber nicht, dass den „Vielen“ die Einsicht, wenn sie sie einmal vernommen haben, überhaupt verschlossen bleibt.“<sup>94</sup> (...) Auch Heraklit ist, wie er sagt, von sich aus zur richtigen Erklärung gekommen. Es ist schwierig, vorurteilsfrei zu sein, d.h. sich nicht von überkommenen Urtei-

<sup>91</sup> Gemelli Marciano: S.232

<sup>92</sup> Snell: „Pythagoras ist der Anführer der Schwindler“

<sup>93</sup> Wobei die Übersetzung „Fürst“ für „ἀναξ“ gegenüber der geläufigen „Herr“ nicht als Gewinn verbucht werden kann!

<sup>94</sup> B116: „Es ist allen Menschen gegeben, sich selbst zu erkennen und vernünftig zu sein“ (Nr.33).

len beeinflussen zu lassen<sup>95</sup>, und Heraklit empfiehlt „die Bevorzugung jener sichtbaren und hörbaren Dinge, denen eine gewisse Lehre zu entnehmen ist;“<sup>96</sup> z. B. führt die feststellbare Tatsache, dass Meerwasser für Fische Leben, für uns den Tod bedeutet, in die Richtung der Annahme einer Einheit von Gegensätzen“ (S.243). Aber Heraklit wäre nicht Heraklit, hätte er nicht auch hier einen feinen Vorbehalt parat: „Schlechte Zeugen sind den Menschen Augen und Ohren, wenn sie unverständige Seelen haben“ (B107/Nr.37).<sup>97</sup>

#### IV. Empedokles

Gestalt, Leben und Tod des Empedokles aus Akragas (ca. 500-430 v. Chr.) sind von Legenden umwoben. Er ist eine der vielschichtigsten Persönlichkeiten der Antike: Philosoph, Naturforscher, politisch aktiver Demokrat, Theologe und Dichter,<sup>98</sup> „an Kraft und Pracht der Formulierung der eindrucksvollsten der Vorsokratiker, wenn auch an philosophischer Tiefe Parmenides und Anaxagoras unterlegen“ (O. Gigon, *Lexikon der Alten Welt*). Die überlieferten Bruchstücke sind durchwegs im daktylischen Hexameter abgefasst, inhaltlich tritt uns der Autor „in der Maske zweier sehr verschiedener textimmanenter Erzähler entgegen“ (S.392), als „göttlicher Verfasser eines offenen Briefes an seine sterblichen Freunde“ und als ganz menschlicher Lehrer, der seinen Freund Pausanias unterweist und dabei auf die Hilfe einer Muse angewiesen ist. Diogenes Laertios zitiert das Proömium des „göttlichen Briefes“ unter dem Titel „Reinigungen (Katharmoi, die Zueignung des Lehrvortrags unter dem Titel „Über die Natur“ (Peri physeos oder Physika).

- In den *Katharmoi* hat Empedokles sich als

<sup>95</sup> B74: „Wir sollten nicht (handeln und sprechen) wie die Kinder unserer Eltern, d.h. in gewöhnlicher Sprache: so wie wir es übernommen haben“ (Nr.10).

<sup>96</sup> B55: „Dingen, die zu sehen und zu hören Belehrung bringt, gebe ich den Vorzug“ (Nr.35); cf. Snell: „Was man sehen, hören, erfahren kann, das ziehe ich vor.“

<sup>97</sup> Snell übersetzt „βαρβάρους ψυχὰς“ mit: „...wenn die Seele deren (sc. von Augen und Ohren) Sprache nicht versteht“

<sup>98</sup> Cf. Ricken 1988: S.41

einen inkarnierten Gott stilisiert: „Ihr Freunde (...) seid mir begrüßt! Ich aber – das könnt ihr mir glauben: Als unsterblicher Gott (θεός ἀμβροτος) ziehe ich umher, nicht mehr als Sterblicher, bei allen nach Gebühr mit Ehren ausgezeichnet, mit Binden umkränzt und blühenden Kränzen. (...) Die einen verlangen Weissagungen, die anderen erkundigen sich bei Krankheiten aller Art danach ein heilbringendes Wort zu erfahren; werden sie doch alle schon lange von schwer erträglichen Schmerzen ringsum durchbohrt“ (Nr. 5b, 4-6; 8-11). Fehl am Platze ist die Gleichsetzung dieser Erzähler-*persona* mit dem historischen Empedokles, ein Kurzschluss, der die Legende von seinem Tod auf den Weg gebracht hat: „Um durch spurloses Verschwinden seine Entrückung zu den Göttern vorzutäuschen, sei Empedokles in den Ätna gesprungen, dann aber dadurch verraten worden, dass eine von ihm getragene Bronzesandale vom Vulkan wieder ausgespien wurde (Nr.5c). Diese Legende ist von neuzeitlichen Dichtern mehrfach bearbeitet worden; genannt seien Friedrich Hölderlins unvollendetes Drama *Der Tod des Empedokles* (1797/99)... und Bertolt Brechts Gedicht *Der Schuh des Empedokles* (1935)“ (S.395). Verkündet wird ein Gesetz von göttlicher Schuld und Sühne, das der Erzähler, der sich selbst als verbannter Gott (= *Daimon*) zu erkennen gibt, eigener Erfahrung verdanken will: „Dieses Gesetz knüpft an zwei traditionelle Erzählungen vom Erdenwandel des Gottes Apollon an, nämlich einerseits an die bekannte Sage vom irdischen Strafexil des Apollon bei dem thessalischen König Admet (...), andererseits an die pythagoreische Geheimlehre, derzufolge Pythagoras die letzte in einer Folge von menschlichen Inkarnationen des Apollon war. Das Empedokleische Gesetz besagt nun, dass ein mit Mordblut befleckter Gott zwangsläufig aus der Tischgemeinschaft der Seligen in ein irdisches Strafexil verbannt wird und dort zum Zweck seiner Reinigung für eine gewisse Zeit an den Inkarnationen der Seelen sterblicher Wesen teilnehmen muss. (...) Während seines

Exils nimmt der verbannte Gott nicht nur Menschengestalt an, sondern auch die Gestalt ausgewählter Pflanzen und Tiere (B127/Nr.20). Zum Abschluss seiner Reinigung, unmittelbar vor seiner Rückkehr in die selige Gemeinschaft der Götter, wird der entsühnte *Daimon* als Seher, Dichter und Heiler inkarniert“ (S.394f).

Im zweiten Teil der *Katharmoi* wird zur Abschaffung der blutigen Schlachtopfer aufgerufen und dieses Opferverbot mit dem vom Erzähler selbst „bei seiner ersten Inkarnation beobachteten, alle sterblichen Lebewesen einschließenden Kreislauf von Re-Inkarnationen“ begründet: „Im Opfertier könne ein unlängst verstorbener Blutsverwandter des Opferherrn stecken“ (S.396), wie Empedokles es in Nr 35. drastisch verdeutlicht: „Der Vater hebt den eigenen Sohn auf, der eine andere Gestalt angenommen hat, schlachtet ihn und spricht das Gebet dazu, vollkommen verblendet; die Umstehenden aber sind ratlos, da sie einen opfern, der flehentlich klagt; der Vater wiederum, taub gegen seine vorwurfsvollen Rufe, schlachtet ihn und bereitet so im Hause ein schlimmes Mahl. In genau derselben Weise ergreifen den Vater der Sohn und die Mutter ihre Kinder, rauben ihnen mit Gewalt das Leben und verspeisen das Fleisch der Verwandten“ (S.439).

- In seinem zweiten Gedicht, den *Physika*, trägt Empedokles seine Naturphilosophie vor, die mit Erfolg versucht, „zwei der von Parmenides dem Seienden zugeschriebenen Merkmale, nämlich seine *Ungewordenheit* und *Unvergänglichkeit*, mit der empirisch beobachtbaren *Veränderung* der Welt zu vermitteln. Dabei geht der Erzähler von sechs Prinzipien aus; nur diesen gesteht er zu, dass sie im eigentlichen Sinne ‚sind‘. Es handelt sich einerseits um die vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde, deren Gesamtmasse sich niemals vermehrt oder vermindert, andererseits um die beiden Kräfte Liebe und Streit. Die Funktion der Liebe besteht darin, verschiedene Elemente bzw. Portionen verschiedener Elemente miteinander zu verbinden; demgegenüber besteht die Funktion des Streites darin, solche Ver-

bindungen wieder aufzulösen, so dass die daran beteiligten Elemente sich wieder ungehindert dem ihnen inhärierenden Streben des Gleichen zum Gleichen hingeben können.

Das zentrale Lehrstück der *Physika* ist die Theorie des *kosmischen Zyklus*: Sie beschreibt den Weltlauf im Ganzen als eine ewige Wiederkehr des Gleichen: eine periodische Alternation zwischen der von der Liebe bewirkten Vereinigung der vier Elemente und ihrer vom Streit bewirkten Trennung. Innerhalb der *Physika* wird der kosmische Zyklus von Vereinigung und Trennung mehrmals beschrieben, wobei stets neue Details eingefügt werden; die grundlegende Zyklusdarstellung des ersten Buchs der *Physika* konnte anhand der Bruchstücke einer antiken Abschrift weitgehend rekonstruiert werden: Den ganzen Zyklus hindurch befindet sich die Liebe stets innen, der Streit stets außen; was sich im Verhältnis der beiden Kräfte im Laufe des Zyklus ändert, ist lediglich die Aufteilung des von den vier Elementen erfüllten, bald kugelförmigen, bald etwas abgeflachten Alls zwischen Liebe und Streit. (...) Der durch die Expansion der Liebe bewirkte Vereinigungsvorgang führt zu einem Ruhezustand, in dem die vier Elemente in vollkommener Vermischung zu einem kugelförmigen Gott verbunden sind, dem *Sphairos*. Dieser wird ‚Apollon‘ genannt, so wie auch das *Katharmoi*-Gesetz von Schuld und Sühne des Gottes eine Verallgemeinerung des Apollon-Mythos darstellt. Der durch die Invasion des Streites bewirkte Trennungsvorgang führt zurück zu einem Zustand äußerster Bewegung, dem großen Wirbel, in dem die vier Elemente chemisch rein voneinander geschieden sind. In der Form vier konzentrischer Massen rotieren sie umeinander: in der Mitte eine Erdkugel, die von den Kugelschalen von Wasser, Luft und Feuer umgeben ist. Die vollendeten vier Massen gelten wie der *Sphairos* „Apollon“ als ‚langlebige Götter‘: Hera, Nestis, Hades und Zeus“ (S.396ff.).

Das Verhältnis zwischen *Katharmoi* und *Physika* erweist sich als eines zwischen mythologischer und physikalischer Theologie, „zwischen *theologia fabulosa* und *theologia naturalis*. (...) Was beide Gedichte trennt, ist

die unterschiedliche Beschreibung der Subjekte, an denen sich der Weltlauf jeweils vollzieht: Den mythischen Göttern auf der einen Seite entsprechen die vier Elemente auf der anderen. Was beide Gedichte verbindet, ist die zyklische Struktur der beiden Erzählungen vom Weltlauf: Hier wie dort muss ein Idealzustand – hier die Gemeinschaft der Seligen, dort der *Sphairos* – verlassen werden, um nach einer leidvollen Zwischenzeit schließlich wieder erreicht zu werden“ (S.408).

Eine genauere Rekonstruktion des von Empedokles angenommenen – und von O. Primavesi ausführlich (S.398-406) dargestellten Zeitplans – ermöglichten die Florentiner Aristoteles-Scholien aus dem frühen 12. Jahrhundert, die in den byzantinischen Aristoteles-Handschriften überliefert sind und „lange Zeit vernachlässigt wurden. (...) Vor allem aber hat M. Rashed in den Scholien des Cod. Laur. Gr.87,7 zu den Aristotelischen Schriften *Physik* und *De generatione et corruptione* eine Reihe von Texten entdeckt und 2001 veröffentlicht, die erstmals Aufschluss über den zuvor unbekanntem Zeitplan des kosmischen Zyklus geben; eine aufgrund einer Vergleichung der Originalhandschrift verbesserte Neuedition legte O. Primavesi 2006 vor. Der erstaunlichste unter den Neufunden ist der **Straßburger Empedokles-Papyrus** P.Strasb.gr.Inv1665-1666. Er war zwar bereits 1904 von dem Archäologen O. Rubensohn für das Deutsche Papyruskartell erworben worden und 1905 durch Losentscheid an die damalige Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg gelangt. Doch blieb er unbeachtet, bis A. Martin im Dezember 1992 erkannte, dass hier umfangreiche Bruchstücke aus dem Empedokleischen Lehrgedicht vorliegen.“ (...) „Aufs Ganze gesehen“ – resümiert Oliver Primavesi – „konnte unsere Kenntnis des Empedokles seit der ersten Ausgabe der vorliegenden Sammlung (1983/1986) in einem Ausmaß erweitert werden, wie es lange Zeit anderen Gebieten der altgriechischen Literatur – allen voran Lyrik und Drama – eher vergönnt schien als der vorsokratischen Philosophie“ (S.412f).

**Literaturverzeichnis**

- Colli, Giorgio: *La sapienza greca. Eraclito*, Milano 1980/1993
- Gemelli Marciano, M.L. (Hrsg): *Die Vorsokratiker* (3 Bände), *griech./lat./dt.*, 2007-2010 (Auswahl, mit Kommentaren)
- Heraklit: *Fragmente*. Griechisch und Deutsch. Hg. von Bruno Snell. Artemis, 1983
- Liessmann, Konrad Paul: *Aller Dinge Vater* in: WELT MACHT KRIEG. Eine BAWAG-Anthologie über das älteste Thema der Welt, Wien 2003: S.65-73
- Pleines, Jürgen-Eckart: *Heraklit. Anfängliches Philosophieren*, Hildesheim-Zürich-New York 2002
- Ricken, Friedo: *Philosophie der Antike*, Stuttgart 1988.

**Alle guten Seiten.**



**100 JAHRE**



**TYROLIA**

Alles Buchbar auf [www.tyrolia.at](http://www.tyrolia.at)